Lautenschlager

# Gesammelte
# Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

**Ottmar Lautenschlager,**

Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's, Hans von der Jachenau, des Festes der heil. drei Könige 2c.

---

Erstes Bändchen.

---

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg, 1855.

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.

(Joh. Peter Himmer.)



C. Fiegl gez.

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg.

# Pfingstrosen.

## Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

**Ottmar Lautenschlager,**

Priester der Erzdiöcese München-Freising.

Mit Approbation des hochwürdigsten Ordinariates des Erzbisthums München-Freising.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstich.

**Augsburg, 1855.**

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.

(Joh. Peter Himmer.)

Das Ordinariat des Erzbisthums München und Freising bezeugt hiemit, daß in den unter dem Titel: „Pfingstrosen, Maiblumen und Malven" gesammelten Erzählungen des Priesters Ottmar Lautenschlager nichts gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre enthalten sey.

München, den 29. Jänner 1847.

**Dr. Windischmann**, Generalvicar.

**(L. S.)**

**M. Balth. Sellmayr**,
Domvicar u. Sekretär.

Das Ordinariat des Erzbisthums München und Freising bezeugt hiemit, daß in den unter dem Titel: „Pfingstrosen, Maiblumen und Malven" gesammelten Erzählungen des Priesters Ottmar Lautenschlager nichts gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre enthalten sey.

München, den 29. Jänner 1847.

**Dr. Windischmann**, Generalvicar.

**(L. S.)**

M. Balth. Sellmayr,
Domvicar u. Sekretär.

# 1.

# Die Bibel oder der Weihnachtsabend.

Weine nicht —
Doch, weinst du auch hienieden
Die beſſ're Thrän', die ſelbſt dem Chriſten ziemt,
Verzage nicht! Dieß bittre Thränlein nimmt
Gewiß der Herr dir abermal
Aus deinem Aug' hinweg,
Und läßt durch Qual und Schmerz
Auf's Neue dir in's Herz
Hinunterleuchten Seiner Gnade Licht:
Drum weine nicht!

## I.

Der Chriſtabend begann anzubrechen. Vom hohen Dome hallten in ernſten und majeſtätiſchen Tönen die Glocken, die Gläubigen mahnend, der nahen Ankunft des Herrn zu gedenken. Hie und da erglänzten ſchon einzelne Lichter durch das anbrechende Dunkel und warfen einen matten Schein auf die Straßen, wo eine Menge Menſchen, groß und klein, jung und alt, in froher Regſamkeit hin- und herwogte, und mit Ungeduld die Stunde erwartete, in der ſich ihnen die Schätze und Herrlichkeiten des Chriſtmarktes eröffnen würden. Gute Mütter waren ſchon beſchäftigt, in heimlicher Stille den Chriſtbaum für die Kinder zu ſchmücken und den Kuchen zu backen, und ergötzten ſich im Voraus an dem freudigen Staunen derſelben, während andere,

die den besten Theil erwählt haben mochten, in stiller Andacht und frommer Betrachtung sich zum hohen Feste vorbereiteten.

Um diese Zeit saß der Candidatus Theologiae, Ernst Kuhn, in seinem Dachkämmerlein, das Auge voll inniger Liebe und Theilnahme auf die theuere Mutter gewendet, die nach einem sechswöchentlichen Krankenlager zum ersten Male von einem ruhigen Schlummer erquickt ward. Auf seinem Gesichte lag der Ausdruck einer recht großen, innigen Freude; hatte ihm ja heute der Arzt verkündigt, die Mutter hätte die gefährliche Krisis glücklich überstanden, und dürfe mit Zuversicht einer baldigen Genesung entgegensehen.

Wandte sich aber sein Auge von der lieben Mutter weg, und betrachtete es die kahlen Wände, welche von der Dürftigkeit ihrer Bewohner ein sprechendes Zeugniß gaben, da wurde es trüber, seine Stirne umwölkte sich, und schwer athmete die junge Brust, wie von einer drückenden Sorgenlast geängstigt. Der Hauszins war vor der Thüre, die Klafter Holz geschmolzen bis auf zehn Scheiter, die kaum noch zwei Tage dauern mochten, das Schwesterlein brauchte ein neues Kleid, die Mutter vor Allem Stärkung, der Apotheker war auch noch zu zahlen — und woher sollte er es nehmen?

Schwer und langsam erhob er sich vom Stuhle, als sollte es ihm im Stehen leichter werden, und blickte sinnend im Kämmerlein herum. „Die Tische und Stühle," sprach er leise vor sich hin, „sind fort und nicht wieder gekommen, die Bilder sind auch verkauft und die Uhr dazu: jetzt ist die Reihe an euch, ihr Bücher, ich kann euch nicht helfen, ich habe euch lange,

lange geschont." Damit trat er vor den Bücherschrank hin, und betrachtete die wenigen, aber guten Werke, die ihn so oft belehrt, so oft getröstet und in Leiden und Freuden bei ihm ausgeharrt hatten. Jedes war ihm so lieb geworden, an jedes knüpfte sich eine theuere Erinnerung an Freuden, wie an Leiden. Wehmüthig und unentschlossen sah er die Bücher an, sah sie wieder an, als könnte er sich nicht von ihnen trennen. Da griff er nach langem Schwanken hastig nach einem großen, schön eingebundenen Buche; es war eine Bibel mit schönen gemalten Kupferstichen geschmückt. „Dich," sagte er leise, „kann ich am ersten entbehren; bleibt mir ja noch die Vulgata, und den griechischen Text habe ich ja auch noch; dich kann ich am leichtesten verkaufen, für dich bekomme ich das meiste Geld. Der Großvater im Himmel wird es mir verzeihen; ich habe noch mehr Andenken von ihm; Agnes wird freilich klagen und weinen um das schöne Bilderbuch; doch gedenk' ich sie schon zu beschwichtigen, und bei der Mutter will ich es auch schon verantworten."

Mit traurigen Blicken betrachtete er das schöne Buch, das ihm in seinen Kinderjahren so viele Freude gemacht, das ihm um so lieber war, da er es als ein Andenken von dem frommen, längst verstorbenen Großvater immer in Ehren gehalten. Dabei gedachte er der frühern bessern Zeiten, der kummervollen Gegenwart und der segenvollen Zukunft; und es ward ihm schwer um das Herz, und ängstlich hob sich die junge Brust.

Da fiel sein Blick wie von ungefähr auf die offene Bibel, und er las:

„Selig sind, die da weinen und Leid tragen, denn sie werden getröstet werden."

Und er küßte demüthig die tröstende Stelle, eine Thräne des Schmerzens, aber auch des innigsten Vertrauens floß über seine Wange, und flehend wandte er sein treues Auge zum Himmel, als wollte er den Vater für seine Kleinmuth um Verzeihung bitten. Er gedachte, wie Gott seinen sehnlichsten Wunsch erhört und die theuere Mutter gerettet hätte, wie er so oft geholfen, und leichter ward ihm das Herz, und der Hoffnung schöne Morgenröthe begann in ihm zu dämmern. —

## II.

Rasch öffnete sich die Thüre, und sein siebenjähriges Schwesterlein Agnes trat herein, mit freudiger Miene ihr kleines Schreibbuch emporhaltend. „Schau, lieber Ernst,“ begann sie lebhaft, „schau nur, wie schön ich heute geschrieben. Das große A ist besonders schön.“ — „Still, still, kleiner Schreihals,“ warnte der Bruder und hielt ihr das Mündlein zu, „du weckst mir ja die Mutter!“ Agnes aber eilte auf den Zehen zum Bette der theuern Mutter, küßte sanft und leise ihre bleiche Hand, und rief, als sie ihren Schlummer gewahrte, bittend: „Nicht zanken, lieber Bruder, die Mutter schläft so gut!“

Ernst aber lächelte. „Ich habe,“ begann er, „ein nothwendiges Geschäft vor; bleibe du daher bei der Mutter; aber ja ruhig und still, daß du sie mir nicht weckest. Sollte sie aber aufwachen, so gib ihr dort die warme Suppe auf dem Ofen; dir gehört das Butterbrod auf dem Fenster dort. Sey aber ja ruhig; du weißt, was der Doctor gesagt hat.“

„Ja, ja, ganz gewiß, du darfst dich darauf verlassen,“ betheuerte die Kleine; „aber nicht wahr,“ setzte

sie schmeichelnd hinzu, „wenn du zurückkommst, darf ich mit der Frau Margaretha auf den Christmarkt gehen?“ „Das darfst du,“ versprach der Bruder. Agnes aber schmiegte sich an den Bruder, und flüsterte ihm voll frommer Einfalt in das Ohr: „Wenn dir auf der Gasse das Christkindlein begegnet, sag' ihm, es soll auf mich nicht vergessen, und bei mir auch einkehren.“

Der Bruder aber drückte mit wehmüthigem Lächeln die Kleine an sich, und eilte, noch einen Blick der Liebe auf die Mutter werfend, hinaus.

## III.

Ernst brauchte nur um die Ecke in's Gäßchen hinabzugehen, so stand er vor dem Laden des Antiquar Höß, der ihm schon manches Buch abgekauft, und dem er auch jetzt die Bibel anbieten wollte. Mit pochendem Herzen (es war ein rauher, geldstolzer Mann) trat Ernst in den mit Büchern, Bildern, Karten reich angefüllten Laden. Freundlich begrüßte er den Antiquar, der, mit Schreiben beschäftigt, erst nach einer ziemlich langen Pause zu dem Grüßenden aufschaute.

„Ach, seyd Ihr es, Herr Studiosus,“ rief er, vornehm das Käppchen lüftend, „was bringt Ihr mir Schönes?“

„Ja wohl etwas Schönes und Gutes,“ erwiederte Ernst. „Seht da, Ihr sollt es mir abkaufen.“

„Immer kaufen,“ begann der Antiquar, „wann werdet Ihr mir einmal abkaufen? Mit Euch ist nicht gut handeln. Seht da Euere Bilder, die ich Euch vor drei Wochen abgekauft, und wegen Euerer dürftigen

Tage über den Preis bezahlte! Kein Mensch will sie mir mehr abkaufen; dortmals hat mir meine Gutmüthigkeit einen schlimmen Streich gespielt. Das geschieht aber nicht wieder, mein Herr Studiosus."

„Wie könnt Ihr dieß sagen, Herr Höß," begann dieser gekränkt, „habt Ihr sie nicht um einen Spottpreis erhalten, und war ich nicht vor acht Tagen Zeuge, wie Ihr sie nicht um doppelten Einkaufspreis, der Euch geboten ward, geben wolltet?"

„Da habt Ihr falsch gehört," erwiederte der Antiquar unmuthig und beschämt; „laßt mich Euere Waare schauen."

Mit sichtbarem Wohlgefallen durchblätterte er das Buch, und betrachtete die eben so schön als fein ausgemalten Kupferstiche.

„Nicht übel," meinte er, „Schade, daß ich solches Zeug mehr als genug habe, wie Ihr Euch dort im Schranke selber überzeugen könnt. Doch Euch und Euerer Mutter zu Liebe will ich Euch es abnehmen, wenn Ihr anders den Bogen nicht zu hoch spannet."

„Gebt nur," bat Ernst, „mir den vierten Theil dessen, was es einstmals gekostet hat."

„Und dieß wäre?

„Sechs Gulden, Herr Höß!"

„Wie, seyd Ihr klug, junger Herr? sechs Gulden in diesen geldarmen Zeiten? Ja, so ist die Jugend unserer Zeit," schalt dieser.

„Betrachtet nur die schönen, so fleißig als rein gemalten Bilder; ich weiß gewiß, Ihr bringt es um den doppelten und dreifachen Preis an."

„Was Ihr nicht Alles wißt! Wißt Ihr, Herr

Studiosus; ich gebe Euch drei Gulden und keinen Heller mehr, und dieß nur aus purer Menschenliebe."

„Habt Ihr diese, Herr Höß, so gebt mir mehr," bat Ernst warm, „gedenkt der Krankheit meiner Mutter und unserer Armuth."

„Bin ich Schuld, daß Euere Mutter arm und krank ist," höhnte der Geizhals; „warum seyd Ihr nicht reich geworden, da Euch die Armuth so sehr zuwider ist? Nehmt Euer Buch, oder die drei Gulden, was Euch beliebt, Herr Studiosus, nur macht es kurz; denn ich habe mehr zu thun, als Euer Winseln anzuhören."

Da ging es wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz des tiefgekränkten Jünglings. Rasch zuckte die Hand nach dem Buche; da gedachte er der kranken Mutter und äußersten Noth zu Hause, und gewaltsam drückte er die Worte seines gerechten Zornes zurück. „Nehmt denn das Buch," rief er mit einem Blick und einer Stimme, in denen sich ganz das Zürnen seines tief verwundeten Gemüthes aussprach, „nehmt es; aber Ihr habt nicht mit mir gehandelt, wie es der Christ mit dem Christen sollte; möge Gott Euch in Euerer Sterbestunde milder seyn, als Ihr mir jetzt gewesen." Damit eilte er hinaus. Ein höhnisches Gelächter schallte ihm nach.

## IV.

Einen brennenden Schmerz in der wunden Brust, trat er in die Straßen hinaus. Die Dezemberluft strich kalt und scharf über seine glühende Wange; er fühlte sie nicht. Durch die hell beleuchteten Straßen wogten Menschen in fröhlichen, lauten Gesprächen auf

und nieder. Er hörte sie nicht. In trübem Schmerz versunken, starrte er, an die Ecke eines Hauses gelehnt, in die Nacht hinaus, und Thränen perlten über die bleichen Wangen. So weh war ihm noch nie gewesen. Ein unbeschreiblich bitteres Gefühl regte sich in seinem Gemüthe, und drohte ihm alle Lebenslust zu rauben.

Da klangen in milden feierlichen Tönen die Glocken auf das Neue, und erweckten in seinem Gemüthe das Andenken an Den, der uns Allen Rettung, Trost und Hilfe gebracht hat und fortwährend bringt; dabei gedachte er der oben angeführten Worte Christi bei Matthäus, die ihn so wundersam erquickt hatten; er gedachte seines Vorsatzes, den er heute gefaßt hatte, und der theuren Mutter, die ja zur vollen Genesung so freudige Hoffnung gab. Da ermannte er sich, schritt die Straßen entlang, und trat in die Apotheke des Herrn Kremer.

## V.

„Gott zum Gruß, Herr Theologus!" begrüßte der Apotheker, ein wohlwollender, wackerer Mann, freundlich den eintretenden Ernst. „Ihr wollt für Euere Mutter die Medizin? Hier ist sie; was macht denn die gute Frau?" „Gott sey Dank," sprach Ernst freudig: „sie ist außer Gefahr; aber lieber Herr Kremer," fügte er kleinlaut hinzu, „zahlen kann ich auch dießmal nicht; o seyd so gut und seht noch ein wenig zu."

„Habe ich Euch denn schon gefordert?" fragte der Apotheker; „seyd deßhalb ohne Sorgen. Aber recht sehr freut es mich, daß sich Euere Mutter gebessert

hat; ich wußte ja, daß sie aufkommen müßte. Aber Ihr, Ihr schaut so bleich und angegriffen aus, was ist Euch widerfahren?"

Da erzählte ihm Ernst, durch die Freundlichkeit des wackern Mannes ermuthigt, wie höhnisch und hart ihm der Antiquar begegnet sey.

„Ja, ja," zürnte unmuthig der Apotheker, „das ist die Manier dieses habsüchtigen Menschen; ich kenne ihn von Jugend auf; schon als Schulknabe war es seine Lust, uns zu quälen, und so oft er konnte, zu übervortheilen. Aber laßt Euch das nicht anfechten, setzt Euch dort an's Tischchen neben den Ofen," fuhr er freundlich fort, „auf den Aerger hinauf wird Euch ein Schlückchen Wein nicht schaden." Und damit öffnete er einen Schrank, nahm eine Flasche Wein und ein großes Stück Torte heraus, und schenkte ihm in gutmüthiger Hastigkeit das Glas voll.

Ernst wußte nicht, wie ihm geschah. „Ach Herr," rief er überrascht, „womit habe ich Euere so große Güte verdient?"

„Ihr seyd ein wackerer Sohn, und habt rechtschaffen an Euerer Mutter gehandelt, darum habt Ihr einen großen Stein bei mir im Brett; trinkt, so trinkt doch!" mahnte der freundliche Alte.

„Wäre doch meine Mutter hier, an meiner Stelle," sprach der gute Sohn; „ihr würde der Wein so gut thun!"

„Dieß darf Euch nicht kümmern," versetzte gerührt der Apotheker; „die Mutter wollen wir schon bedenken, auch das Schwesterlein wird nicht leer ausgehen; d'rum trinkt und eßt nach Herzenslust."

Ernst trank voll Freude ob der Gutmüthigkeit des wackern Mannes; mit dem Weine schien neues Leben in seine Adern zu strömen; die Sorge begann zu weichen; wunderbar fühlte er sich erquickt. Seit langem war es ihm nicht so wohl geworden.

Der Alte aber, der mit herzlicher Freude gesehen hatte, wie sehr es dem jungen Studenten schmeckte, hatte indessen aus dem Schranke eine zweite Flasche Wein genommen, und eine Menge Bonbons und Zuckerwerk für das Schwesterlein zusammengepackt.

„Den Wein," sprach er jetzt zu Ernst, „gebt Euerer Mutter, die Rolle da Eurem Schwesterlein."

„Ihr thut uns so viel Gutes, wie kann ich Euch vergelten?" fragte in freudiger Bestürzung Ernst.

„Ist nicht der Mühe werth," erwiederte lächelnd der Apotheker; „ist ja heute der Christabend, wo der Herr alle seine gute Kinder heimsucht, und Ihr seyd wahrlich ein sehr gutes Kind geworden."

„So lohne Euch Gott die Liebe, die Ihr uns erwiesen," sagte voll Rührung Ernst; „ich und die Mutter können nichts als danken und beten."

„Thut das Letzte, Lieber," erwiederte der Alte, „und ladet mich ja auf Euere Primiz! Grüßt mir auch die Mutter, und fragt keck an, wenn Ihr etwas bedürft. Gehabt Euch wohl!"

Ernst aber preßte voll freudigem Dankgefühl die dargebotene Rechte des Alten an sein Herz, nahm die guten Gaben und eilte hinaus.

## VI.

Es war ihm jetzt so wohl; eine wohlthuende Wärme erquickte jetzt Geist und Körper; den harten

Antiquar hatte er ganz vergessen. Im Geiste schon weidete er sich an dem frohen Erstaunen der Schwester und Mutter, wenn er ihnen die guten Sachen darreichen würde. Gerührt und dankend hob er die Augen zum Himmel und rief: „Vater, es gibt doch noch gute Menschen!" Als er nach Hause kam, fand er die Mutter noch schlafend, das Schwesterlein aber bemüht, seine zerrissenen Socken zu flicken, wobei es freilich, in der Kunst des Flickens noch ungeübt, mehr als einmal die niedlichen Fingerlein blutig stach.

„Bist du schon da, lieber Bruder!" begann sie freundlich; „die Mutter ist noch nicht erwacht, ich bin recht ruhig und brav gewesen."

„D'rum hat mir das Christkindlein auch an dich etwas mitgegeben," entgegnete lächelnd der Bruder; „es läßt dich schön grüßen, du sollst ja recht fleißig lernen und beten und es recht lieb haben!"

Hastig öffnete Agnes die Rolle und in freudigem Erstaunen betrachtete sie die Bonbons, die Zuckermandeln, die Lebküchlein. Die schöne Röthe der Freude verklärte die lieblichen Züge, und lange brauchte es, bis sie Worte finden konnte.

„Ach Bruder! ich bitte dich, schau nur, wie gut ist das Christkindlein! Ja, ja, gewiß will ich es recht lieb haben, recht fleißig lernen und beten, daß der Himmelvater und das gute Christkindlein an mir Freude haben." Der Bruder lächelte gerührt.

Jetzt aber trat die Frau Margarethe herein, eine gute alte Nachbarin, die Ernstens Mutter während der Krankheit viel Sorgfalt und Liebe erwiesen. Freudig verkündigte Ernst der guten Alten die frohe Botschaft der Genesung; jubelnd wies ihr die kleine

Agnes die Mandeln und Lebküchlein, und bot ihr voll treuherziger Freundlichkeit davon an. Frau Margarethe aber meinte, es fehlten ihr die Zähne dazu. „Komm!" sprach sie, „wir wollen auf den Christmarkt, wenn du darfst."

„Nicht wahr, Bruder, ich darf?" fragte Agnes. „Ja, das darfst du; nur komm bei Zeiten wieder. Und Ihr, Frau Margarethe," bat er, „seyd so gut, und gebt auf die Kleine Acht." — „Sorgt nicht, Herr Ernst," erwiederte diese, „Ihr wißt ja, daß ich sie liebe, wie mein eigenes Kind." —

## VII.

Frau Margarethe wandelte nun, die kleine Agnes an der Hand, und von ihr mehr als einmal zur größern Eile ermuntert, die Straße hinab auf den Christmarkt. Vom tiefblauen Himmel herab gossen die Sterne ihr bleiches Silberlicht auf den blendend weißen frischgefallenen Schnee. Eine Menge Menschen wogte hin und her, bald in lauten frohen Gesprächen in den Straßen sich ergehend, bald in einzelne Gruppen vertheilt, neugierig und schaulustig die Herrlichkeiten des Marktes betrachtend. In den Ständen und Läden der Verkäufer brannten überall helle Lichter, und zeigten die Fülle ihrer Schätze dem staunenden Auge. Hier guckten freundliche Puppen mit wächsernen Gesichtern, in Häubchen und Florentinhütchen nach der neuesten Mode gekleidet, gar anmuthig hervor, während andere Herren und Damen, stattlich in Mantel und Pelz gehüllt, als scheuten sie die Kälte, etwas weiter zurückstanden. In buntem Gemische hingen dort Husaren in reich gestickter Uniform; Jäger mit Büchsen und

Taschen, Schlottfeger und Tyroler, Einsiedler und Kapuziner, Griechen neben ihren Todfeinden den Türken und Mohren friedlich neben einander. Plätschernd schwammen hier in einem Spiegelteiche Fische, während nicht weit davon ein dunkler Eichenwald zu schauen war, worin bleierne Hirsche und Wildschweine in grimmigem Kampfe mit Hunden und Jägern von gleichem Metall begriffen waren. Anderwärts war ein ganzes Regiment bärtiger Grenadiere in steifer Ordnung mit der ganzen türkischen Musik aufgestellt. Eine furchtbare Festung mit papiernen Mauern und hölzernen Kanonen prangte neben einer Küche, worin die Köchin, Herd, Pfannen, Bratspieße, Teller 2c. gar hübsch zu schauen waren. Hier erregten Leckereien, ausgesuchtes Backwerk, Torten, Chokolade, Mandeln, Lebkuchen 2c. bei manchem genäschigen Gaumen ein sehnsüchtiges Verlangen und eine harte Versuchung. Vergoldete Aepfel glänzten unter dem dunkeln Laube hervor; Nüsse klapperten in silbernen Schalen, während anderswo niedliche Krippen mit Wasser, Berg und Thal, mit Heerd' und Hirten, mit Engeln in der Luft und auf Erden, gar anmuthig das neugeborne Kindlein in der Wiege liegend, von Marien und Joseph sorgsam gewartet, darstellten.

Mit trunkenen Augen hatte die kleine Agnes diese Herrlichkeiten betrachtet, öfters legte sie das zarte Händlein auf die junge Brust, als wollte sie das sehnsüchtige Verlangen zurückdrängen, und ihrem Munde entschlüpften Laute, welche das Staunen und die Freude ihres Herzens nur zu deutlich kund gaben.

Frau Margarethe aber meinte, es sey Zeit, nach Hause zu gehen. „Nur zum Herrn Höß noch

laßt uns gehen," bat Agnes, „seine Krippe ist immer die schönste;" und freundlich lächelnd zog sie die nachgebende Margarethe hinein zum Antiquar. Dieser war eben mit einer ältlichen Frau im Handel begriffen. Sah Agnes recht? Täuschte sie ihr Auge nicht? „Ja, ja," rief sie auf einmal voll Angst, „es ist meine Bibel, mein liebes Bilderbuch!" Und hastig riß sie sich von Frau Margarethens Arme los, und eilte zu der Frau hin.

„O liebe Frau," bat sie heftig, „kauft nicht, Ihr dürft und könnt es nicht kaufen! das Buch gehört ja mein!" — Verwundert schaute die Frau das kleine Mädchen an.

„Was träumt dir, du einfältiges Ding?" schalt der Antiquar, ärgerlich über die unwillkommene Unterbrechung. „Mein gehört es; ich habe es gekauft, um theueres Geld gekauft."

„Das kann nicht seyn, lieber Herr," betheuerte eifrig die Kleine, „ich bitte Euch, gebt mir mein Bilderbuch zurück; ich will Euch all' mein Geld geben." Und damit zog sie ihr Geldbeutelchen, das ihr sauer Erspartes, leider nur 4 Kreuzer enthielt, heraus. „O nehmt sie," bat sie, „nur gebt mir mein Bilderbuch."

„Ei Du Schlauköpfchen," lachte der Antiquar, „das wäre mir ein schöner Profit; ich habe ja mehr Gulden gegeben, als du Kreuzer hast."

„Ich bitte Euch, um Himmelswillen," flehte Agnes mit gefalteten Händen, und Thränen rannen ihr aus den blauen Augen; „ich versichere Euch auf meine Ehre," schluchzte sie, „es gehört mein: schaut nur, auf dem Titelblatte steht ja mein Name, den

mir der Bruder mit lateinischen Buchstaben hineingeschrieben."

Die Frau aber schlug das Blatt auf und las laut:

„Friedrich Schein!"

„Friedrich Schein?" rief plötzlich und mit sichtbarer Bewegung eine kräftige Stimme und eine schlanke Mannesgestalt, in einen Mantel gehüllt, aus dem eine reichgestickte Jägeruniform hervorblitzte, drängte sich durch den Kreis, den die Neugierigen um Agnes und den Antiquar gebildet. „Friedrich Schein?" rief er wieder und blickte unruhig auf das Buch. „Erlaubt mir, edle Frau," bat er, und nahm hastig die dargebotene Bibel. „Bei Gott, meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist die Bibel meines Vaters!" Und hastig wandte er sich zu der Kleinen: „Wie heißt du mit deinem Tauf- und Familiennamen?"

„Agnes Kuhn," antwortete furchtsam Agnes.

„Großer Gott! heißt deine Mutter nicht Sophie?" fragte er dringend und gespannt.

„Ja," erwiederte die Kleine, „die Mutter heißt Sophie und der Bruder Ernst."

„Gott sey Dank, tausendmal," rief auf das heftigste bewegt der hohe Mann, und drückte voll Rührung Agnesen an sein Herz. „Agnes," rief er, „ich bin dein Oheim; deine Mutter ist meine Schwester, o führe mich zu ihr!"

Agnes aber schaute ihm staunend in das Gesicht und fragte: „Bist Du der Onkel Franz, von dem die Mutter so oft erzählt? O wenn Du der Onkel Franz bist," bat sie schmeichelnd, „so kaufe Du mir die Bibel! Dann will ich Dich zur Mutter führen."

Der Oheim aber küßte die Kleine und gab ihr das Buch. „Herr," rief er, „das Buch nehme ich um jeden Preis." Der Antiquar aber verbeugte sich bis auf die Erde.

Als sie des Handels einig geworden, schritt der hohe Jägersmann, auf dem Arme die kleine Agnes tragend, die freudig ihr liebes Bilderbuch an's Herz drückte, rasch durch den Kreis der erstaunten Menschen. Verwundert folgte Frau Margarethe.

## VIII.

Während sich dieß auf dem Markte begab, und Agnes wider Erwarten die Bibel und den Oheim fand, saß Ernst am Bette der Mutter und freute sich ihres Schlummers, der ihm der sicherste Bürge ihrer Genesung war. Vor ihm lagen die Geschichten der heiligen Schrift aufgeschlagen, und mit tiefer Rührung las er, was der Herr in seiner unendlichen Liebe und Barmherzigkeit für die sündigen Menschen gethan, und wie er ihnen als Retter und Tröster Seinen eingebornen Sohn gesandt, dessen Geburtsfest heute in der ganzen Christenheit mit Jubel gefeiert ward.

Eben hatte er im Ofen nach dem Feuer geschaut, und frisches Oel an die erlöschende Lampe gegossen, als die Mutter erwachte und mit freundlichen Augen liebevoll den guten Sohn anblickte.

„O Mutter!" rief dieser freudig, „Du hast so gut geschlafen, sieben volle Stunden hast Du geschlafen!"

„Ja, ich habe recht gut geschlafen," entgegnete sie, „und fühle mich recht gestärkt! Aber wo ist denn Agnes?"

„Ich habe sie mit der Frau Margarethe auf den Christmarkt gehen lassen, sie muß aber bald kommen.“

„Ach,“ klagte die Mutter, „warum kann ich Euch nicht, wie sonst, ein kleines Christgeschenk geben? Das thut mir in der Seele weh!“

„Sey ohne Sorgen deßhalb, liebe Mutter,“ tröstete Ernst: „Du bist ja außer Gefahr, dieß ist das schönste und beste Christgeschenk, das wir verlangen konnten. Indessen hat uns das Christkindlein doch nicht vergessen.“ Und freudig reichte er der Mutter die Flasche Wein sammt dem Biscuit. „Wo in aller Welt hast du dieß her?“ fragte staunend die Mutter.

Ernst erzählte nun, wie er bei dem Antiquar (dessen hartes Benehmen er der Mutter, um sie nicht zu betrüben verschwieg), die Bibel um drei Gulden verkauft, und zum Apotheker gegangen, der ihn so herrlich bewirthet, die Mutter und das Schwesterlein so gütig begabt, und nicht nur allein längeres Warten und Borgen, sondern alle Hülfe versprochen hätte.

Die Mutter konnte nicht Worte genug finden, den Apotheker zu loben und zu preisen.

Ernst wollte das Biscuit auf Befehl der Mutter wieder einpacken, da bemerkte er auf dem Umschlag die Handschrift und den Namen des Apothekers. Neugierig entfaltete er das ganze Papier.

Wer möchte sein Erstaunen und seine Rührung schildern, als er es für einen Schein erkannte, in dem der Apotheker Kremer bezeugte, von der Frau Sophie Kuhn richtig die acht Gulden dreißig Kreuzer für die gelieferten Arzneien erhalten zu haben.

„Gott segne unsern edlen Wohlthäter!“ betete in tiefer Rührung mit gefalteten Händen die Mutter.

Ernst aber jubelte: „Mutter, jetzt sind wir von einer großen Sorge frei!“

## IX.

Da trat Frau Margarethe mit ungewöhnlich raschem Schritte, und mit einem Antlitze, das augenscheinlich Gutes verkündigte, jedoch ohne die kleine Agnes, herein.

„Wo habt Ihr denn meine Agnes gelassen?“ fragte besorgt die Mutter.

„Kümmert Euch nicht um sie; die wird gleich kommen, und zwar nicht allein. Sie bringt Euch einen alten Bekannten mit!“

„Einen alten, lieben Bekannten?“

„Ja, und zwar aus Euerer Heimath.“

„Aus meiner Heimath?“ fragte lebhaft die Mutter.

„Er behauptet, er sey mit Euch sehr nahe verwandt; er sieht Euch auch sehr ähnlich.“

„Wie sieht er aus?“ fragte dringend die Mutter.

„Hoch und schlank gewachsen, schwarze Augen und schwarzes Haar, und eine Narbe über die Stirne; er scheint mir ein Jäger zu seyn.“

„Großer Gott, wäre es möglich, mein Bruder?“

„Ja, er ist es,“ rief der Jägersmann im Hereintreten, und reichte der erstaunten Schwester die Hand. Aus den Armen der Schwester eilte er zu dem wackern Neffen und umfaßte ihn, während Agnes mit der Bibel in dem Arme freudig sich bald an den Oheim, bald an die Mutter, bald an den Bruder schmiegte,

der mit Erstaunen die Bibel erblickte und dunkel das Vorgefallene zu ahnen begann.

Als sich der erste Sturm des Entzückens gelegt, und einer ruhigen, aber darum nicht weniger innigen Freude gewichen war, da drängten sich Frage auf Frage, Antwort auf Antwort.

Der Oheim zuerst erzählte, wie er bald, nach der Heirath der Schwester, als Oberförster in die Dienste des Grafen von Marenstein getreten, wie er sich öfters um die theuere Schwester erkundigt, zweimal selber in die Heimath gereiset, und dort nichts erfahren; wie er in Zeitungen nachgeforscht, und endlich, da fast alle Mittel und Mühe vergebens gewesen, er traurig die Hoffnung aufgegeben hätte, sie wieder zu sehen. Da sey er in einem Auftrage seines Herrn, des Grafen, in diese Stadt gekommen, hätte den Christmarkt und den Laden des Antiquar besucht, und dort unverhofft des Großvaters Bibel und Agnes, und durch diese die Schwester und den Neffen gefunden.

Nun reichte er liebevoll dem Neffen die Hand, und bat die Mutter auch ihre Geschichte zu erzählen.

„Meine Geschichte," begann sie, „ist kurz und dennoch so reich an Trübsalen, die mir der Herr auferlegt. Du weißt, daß mein Gatte unsere Heimath verließ, um in Eichstädt ein besseres Brod zu suchen. Er fand sich aber getäuscht. Dann trat er, meines inständigen Bittens ungeachtet, als Wundarzt in französische Dienste, und kam nach Saarlouis, wo sein Regiment in Garnison lag. Bald nach seiner Ankunft brach unter den Soldaten ein hitziges Fieber aus, das Viele, zuletzt auch meinen Gatten dahinraffte. Gott gebe ihm Sein Reich!" sprach Frau Sophie, sich

die Thränen trocknend. „Sein Tod war für mich um so schrecklicher, als ich nun einsam ohne Freund und Helfer in einem fremden Lande, und erst vor Kurzem von der kleinen Agnes genesen war. In dieser Noth schrieb ich mehrere Briefe an dich und unsere Verwandten nach Seltenberg, erhielt aber nie Antwort. Ich gab Anfangs dem durch Kriegsunruhen sehr gehemmten Postenlauf die Schuld, mußte aber zu meinem größten Schmerz hören, daß unser Seltenberg von den Franzosen geplündert und abgebrannt worden sey. Denke dir, lieber Bruder, meine Lage! Ich mußte es für ein wahres Glück ansehen, daß einige Monate nach dem Tode meines Gatten eine alte Tante desselben mir den Vorschlag machte, zu ihr zu ziehen; sie wolle mich nach Kräften unterstützen. Ich scheute den weiten Weg nicht, und fand bei ihr eine herzliche Aufnahme. Leider sollte ich mich aber meines Glückes nicht lange erfreuen. Die gute Tante starb, nachdem sie mich zu ihrer Universalerbin eingesetzt hatte. Sie hatte aber andere Verwandte, die mir die Erbschaft streitig machten. Nach einem dreijährigen Prozesse kam es endlich zu einem Vergleich, bei dem aber die Richter und die Advokaten am meisten gewannen. Es blieb uns nach Bezahlung der Unkosten kaum der vierte Theil der Erbschaft übrig. Mit Sorgen und Kummer mußte ich auch jetzt noch kämpfen; doch von meinem lieben Ernst, dem es Gott lohnen möge, ward ich auf das kräftigste unterstützt. Aber jetzt, lieber Bruder, jetzt, weil ich nur dich wieder habe, ist alle Sorge vorbei." Und dabei drückte die gute Frau gerührt dem Bruder die Hand.

„O meine Lieben!" rief dieser, der mit sichtbarer Theilnahme die Erzählung der Schwester angehört,

„laßt uns Alle dem Vater im Himmel danken, daß er uns so wunderbar durch dieses Buch heute zusammengeführt hat; denn morgen hatte ich schon beschlossen, abzureisen.“

Alle gedachten nun in tiefer Rührung, welch' wunderbarer Wege und Mittel der Herr sich bediene, um die Seinigen zusammen zu führen, wie Er sie aus Leiden zu Freuden eingehen, und da Hülfe erscheinen lasse, wo sie am wenigsten zu hoffen, und die Noth am größten wäre. Ernst erzählte, wie schwer es ihm geworden sey, sich von dem lieben Buche zu trennen, wie herrlich die gleichsam durch Zufall aufgeschlagene Stelle bei Matthäus ihn erquickt, welch' schnöde Begegnung er bei dem Antiquar erduldet habe, und wie er schon Willens gewesen sey, das Buch zurückzunehmen.

Die kleine Agnes ihrerseits meinte auch, es sey ihr nicht leicht geworden, die Frau Margarethe zum Antiquar zu bringen, und dort habe sie Angst und Schrecken genug ausstehen müssen, bis ihr das Christkindkein den Oheim geschickt habe.

Lächelnd drückte dieser die Kleine an sich. Diese aber faßte ihn fest bei der Hand und bat schmeichelnd: „Nicht wahr, Oheim, Du gehst nimmer fort; Du bleibst bei uns?

„Wie könnte ich Euch, meine Lieben, die ich erst gefunden, sobald wieder verlassen? Nein, nein, wir wollen uns nimmer trennen, wir wollen immer bei einander beiben,“ rief der Oheim: „Du mußt mit mir nach Peinegg, dort bin ich Oberförster, dort ist's schön und herrlich, dort habe ich Alles im Ueberfluß, Schwester!“

„Mit Dir und meinen Kindern gehe ich bis an das Ende der Welt," sprach diese fröhlich.

Da brachte Ernst auf den Wink der Mutter die Flasche Wein und das Biscuit hervor, und bot sie dem Oheim an. Ein kleines Mahl, von der Frau Margarethe in Eile bereitet, von heitern Gesprächen gewürzt, erheiterte den Abend, auf den noch vor wenigen Stunden Ernst und die Mutter nur mit Angst und Sorge sehen konnten. Freude und inniges Vergnügen sprach aus Allen. Die Mutter aber sprach tief gerührt: „Selig, die weinen und Leid tragen, denn sie werden getröstet werden."

„Amen!" erwiederte der Oheim, feierlich den Blick zum Himmel gewendet. Ernst und Agnes weinten aber Thränen der dankbaren Freude.

## X.

Es dauerte nicht lange, so war die Mutter vollends genesen und zog nach Peinegg zu dem geliebten Bruder, der Alles aufbot, um ihre Lebenstage zu verschönern. Daß die Bibel nicht vergessen ward, ist leicht zu denken. Jeder Weihnachtsabend ward doppelt festlich und fröhlich begangen, als der Abend, der auch die lange Geschiedenen wieder vereinte. Nach zwei Jahren feierte Ernst sein erstes heiliges Meßopfer zu Peinegg. Der wackere Apotheker ward dazu eingeladen und rechnete diesen Tag zu den fröhlichsten seines Lebens. Nach sechzehn Jahren kam Ernst als Pfarrer nach Peinegg, wo er noch gegenwärtig mit ungemeinem Eifer seinem apostolischen Amte vorsteht.

## 2.

## Der Rosenkranz, oder die Rettung.

Spotte nicht! die Hand des Herrn ist's, die dich führt;
Und das Kleinste selber, das Geringste wird
Dir in Gottes Hand
Seiner Liebe Pfand. —

Mißmuthig strich Joseph, der junge Förster des Grafen von Gomberg, durch die Wälder. Er hatte einen Rehbock gefehlt, sein Pulverhorn verloren, und — was ihm am meisten Sorge und Verdruß machte — deutlich gemerkt, daß die Wildschützen ihr Unwesen kecker und ärger trieben, als zuvor. Eben wollte er einen Gangsteig einschlagen, der am nächsten zum Schlosse führte, als sein Phylax plötzlich bellend auffuhr und in einen Graben hinabsprang, aus dem der Förster ein schwaches Seufzen und Stöhnen vernehmen konnte. Er eilte näher und fand ein altes Weib, das, gebeugt von der doppelten Last der Jahre und des Holzes, das sie im Walde gesammelt, in den Graben gestürzt war, und sich nimmer heraushelfen konnte. Gutmüthig hob er die Alte heraus. Diese hatte aber ihren Fuß dergestalt verwundet, daß sie kaum stehen, geschweige denn gehen konnte. Joseph besann sich nicht lange. Schnell nahm er das Weib, und trug sie, jung und stark, wie er war, mit leichter Mühe zu ihrer unweit entlegenen Hütte. Dort legte er sie auf ihr dürftiges Bett, wusch den wunden Fuß mit Wein, den er auf der Jagd bei sich zu tragen pflegte, und verband ihn mit einem leinenen Lappen. Das Weib, das schon im Walde laut Joseph als ihren Retter gepriesen, äußerte hier auf das Neue ihre tiefe Dankbarkeit.

„Gott lohne Euch tausendmal die Liebe, die Ihr mir Alten erwiesen," dankte sie. „Gewiß, Ihr werdet Glück und Segen in dieser, wie in jener Welt haben, und der Herr wird Euch gewiß in jeder Noth einen so guten Helfer schicken, wie Ihr mir gewesen seyd."

Nun zog sie unter ihrem Kopfkissen einen großen Rosenkranz hervor, den unten ein blankes eisernes Kreuz schmückte, und bot ihn mit rührender Treuherzigkeit dem Förster an.

„Verschmäht nicht die kleine Gabe eines alten Weibes," bat sie, „das Euch nicht mehr geben kann. Nehmt ihn, ich bitte Euch; ich habe ihn immer in Ehren gehalten: es ist der Rosenkranz meines Johannes, den Gott behüten wolle, und von dem ich schon drei Jahre nichts mehr gehört habe." Bei diesen Worten rann eine Thräne über die bleichen, gerunzelten Wangen. Gerührt betrachtete Joseph die Alte. „Der Rosenkranz ist Euch so lieb; d'rum behaltet ihn lieber, ich aber danke Euch für Euere Güte." —

„Nehmt ihn doch, lieber Herr, nehmt ihn doch," bat die Alte heftiger; „es ist nur eine kleine Gabe, aber Gottes Segen kann sie groß machen. Ihr habt ein so gutes Gesicht und seyd noch so jung, Ihr betet gewiß auch gern und fleißig? Nicht wahr?"

Joseph fühlte sich getroffen. Er sagte kein Wörtlein, nahm den Rosenkranz, schob ihn in seine Brusttasche, legte ein Geldstück auf den Tisch, und entfernte sich.

Die Worte der Alten hatten ihn sonderbar bewegt. Sie erinnerten ihn an die Ermahnungen seines alten frommen Vaters, und er fühlte, daß er ihrer oft, sehr oft vergessen habe, und dieß betrübte ihn. Im

Schlosse ward wenig gebetet, der Schloßherr liebte Wein, Spiel und andere Lustbarkeiten, kam aber das ganze Jahr in keine Kirche, und sah es nicht ungern, wenn es seine Diener auch so machten. Joseph aber nahm sich ernstlich vor, nimmer dem bösen Beispiele zu folgen, sondern treu und beharrlich zu beten, wie es ihm sein gottseliger Vater so oft und so dringend an das Herz gelegt hatte. —

Es begann dunkel zu werden; Joseph mußte noch durch ein dichtes Wäldlein, wo er seine Jägerburschen hingesandt hatte, mit dem Bedeuten, auf ihn zu warten. Er mochte ungefähr in die Mitte desselben gekommen seyn, als sein Phylax bellend auffuhr, und schnell zwei Männer von wildem Aussehen mit gespannten Büchsen auf ihn zu traten. Kaum hatte er Zeit, seine Büchse von der Schulter zu reißen. „Weg mit der Büchse, wenn dir dein Leben lieb ist," herrschten sie ihm zu, „und halte den Hund an. Dein Leben," fuhr der Eine fort, „ist in unserer Gewalt; wir wollen es dir schenken, wenn du uns schwörst, uns in Ruhe zu lassen, und binnen acht Tagen unter den Stein bei der Mooslinde fünfzig Gulden zu legen. Dann sollst du Pardon haben."

„Von Schurken und Räubern nehme ich keinen Pardon an," rief erzürnt der junge muthige Mann, und brannte los. Der Räuber stürzte, aber in demselben Augenblicke sank auch er, von einem heftigen Schlag auf der Brust getroffen, ohnmächtig nieder.

Als er erwachte, fand er sich in seinem Gemache im Bette liegend, von dem Wundarzte und seinen treuen Burschen umgeben. Einen stechenden Schmerz fühlte er auf der Brust. Nur dunkel konnte er sich

des Vorgefallenen erinnern. Die Jägerbursche erzählten ihm nun, wie sie schon im Wäldlein gewesen seyen, als sie die Schüsse gehört; eiligst hätten sie sich dahin gewendet, und dort zu ihrem Schrecken den Hund todt, den Herrn Förster aber blutend und dem Anscheine nach leblos gefunden, und sogleich auf das Schloß getragen, wo ihn der Chirurg Lorenz verbunden.

„Ihr müßt einen guten Schutzgeist haben," begann dieser; „wäre die Kugel nicht aufgehalten worden, so hätte sie, so wahr ich lebe, Euch unfehlbar getödtet. Und rathet doch, was Euch diesen Lebensdienst erwiesen?"

„Mein Rosenkranz," rief in freudiger Ahnung Joseph, dem jetzt Alles klar zu werden begann. „Richtig," sprach Herr Lorenz: „seht nur, Ihr truget ihn auf der Brust; das dicke Kreuz da hat die Kraft der Kugel gebrochen, so daß sie Euch nur eine kleine Schramme beibringen konnte, von der Ihr nach acht Tagen keine Spur mehr sehen werdet."

In tiefer Rührung erzählte nun Joseph, wie er die Alte im Walde gefunden, sie, da sie nimmer gehen konnte, nach ihrem Häuslein getragen, und von ihr den Rosenkranz empfangen habe, den er Anfangs gar nicht habe annehmen wollen.

„Eine seltsame Geschichte," meinte der Chirurg, „die wohl mehr als Zufall ist; ich wenigstens glaube, daß hier Gottes Fingerzeig unverkennbar ist, der oft das Größte durch das Kleinste rettet."

Jetzt trat der Graf ein, und erkundigte sich nach dem Befinden Josephs, und äußerte laut seine Freude, als ihm der Chirurg versicherte, Joseph dürfte spätestens in acht Tagen wieder ausgehen.

„Die Schurken von Räubern und Mördern," begann im heftigen Zorn der Graf, „sie sollen es theuer büßen. Joseph, sey versichert, du sollst gerächt werden. Das Gesindel will ich ausrotten bis auf den letzten Mann."

Joseph erzählte ihm nun die ganze Geschichte. „Ein Zufall, sonst weiter nichts," sprach mit ungläubigem Lächeln der Graf.

„Es gibt keinen Zufall," erwiederte Joseph ernst.

„Meinethalben, ich will dir deinen Glauben nicht streitig machen; im Gegentheil," meinte mit leichtfertigem Spotte der Graf, „es freut mich ungemein, daß doch auch einmal alte Weiber und Rosenkränze zu etwas nütze gewesen sind." Und damit entfernte er sich lachend, dem Joseph eine baldige Besserung wünschend.

Unmuthig schüttelte dieser den Kopf. „Immer noch der Alte," meinte der Chirurg, „und seine Mutter wollte doch mit Gewalt einen Heiligen aus ihm machen; aber sie spannte den Boden zu hoch, d'rum brach er."

Joseph genas bald, wie es der Chirurgus gesagt hatte. Sein erster Gang war in die Kirche, um Gott für die Rettung seines Lebens zu danken. Dabei gelobte er, den Rosenkranz nie von sich zu lassen, sondern fleißig zu beten. Dann suchte er die Alte auf, und erzählte ihr, wie ihm der Rosenkranz das Leben gerettet, und dankte ihr auf das Herzlichste. Die Alte aber sprach in tiefer Rührung: „O dankt dem Vater im Himmel, der hat Euch gerettet; ich weiß selber nicht, warum ich Euch gerade den Rosenkranz gab, es war mir, als ob ich ihn Euch geben müßte. Schaut,

lieber Herr, Ihr dürft es mir nicht in Uebel nehmen; es hat mich hintendrein fast ein wenig gereut, daß ich Euch den Rosenkranz, und nichts anders gegeben habe. Mein Vater hat ihn aus dem Türkenkriege mitgebracht, und mein Enkel Johannes hat viel auf ihn gehalten, und fleißig daran gebetet, und hätte ihn ganz gewiß in die Fremde mitgenommen, wenn wir nicht Beide in der Eile und in den Schmerzen des Abschiedes darauf vergessen hätten. Aber es war, als ob ich ihn Euch geben müßte, und Gott sey tausendmal Dank, daß Er Euer gutes, junges Blut durch ihn so wunderbar erhalten hat."

Gerührt drückte Joseph der Alten die Hand, und bat sie, ihm den Rosenkranz zu lassen, wenn es ihr anders nicht zu schwer ankomme.

„Nein, nein, da sey Gott vor," betheuerte eifrig die Alte; „den Rosenkranz habe ich Euch nicht umsonst gegeben, Ihr habt ihn sauer verdienen müssen, und habt mit mir Alten Plag' und Mühe genug gehabt; Ihr müßt ihn behalten, und ja recht in Ehren halten, da Euch Gott durch ihn so augenscheinlich beschützt hat. Betet dann auch," setzte sie bittend und mit Thränen in den Augen hinzu, „für mich Alte um ein ruhiges Ende, und auch für meinen Johannes!"

Joseph fühlte sich auf das Innigste bewegt. „Was ist denn aus Euerem Johannes geworden, und wo ist er denn jetzt?" fragte er nach einer langen Pause.

„Ach, lieber Herr, wenn ich das wüßte," klagte die Alte; „vor drei Jahren ist er als Schneiderselle in die Fremde gegangen, und hat mir Anfangs fleißig Nachricht gegeben; jetzt aber seit einem Jahre habe

ich nichts mehr von ihm gehört; wenn ihm nur nichts Böses begegnet ist."

Joseph tröstete die Alte so gut er konnte, drang ihr ein beträchtliches Geschenk auf, sicherte ihr überdieß noch eine monatliche Unterstützung zu, und verließ, von den Segenswünschen der Alten begleitet, die Hütte.

Der Graf hatte indessen auch sein Wort wahr gemacht. Gemeinsam hatte er mit mehrern der benachbarten Gutsherrn eine große Streife unternommen, die Bande der Wildschützen zersprengt, und zwei derselben gefangen genommen. Die Wildschützen versuchten Alles, um ihre Gesellen zu befreien. Mord und Brand drohten sie dem Grafen, wofern er sie nicht alsbald freilassen würde. Der junge muthige Mann lachte, verdoppelte aber seine Wachsamkeit, und ließ endlich die Räuber unter guter Bedeckung nach der Stadt bringen, wo sie gerichtet und in das Zuchthaus gesperrt wurden, aus dem sie aber wieder entsprangen, zum großen Aerger des Grafen.

Bald darauf erhielt er von seinem Oheim eine Einladung, der Verlöbniß seiner ältesten Tochter beizuwohnen. Längst schon hatte der Graf gewünscht, den biedern Oheim zu besuchen, und das schöne Frankenland zu sehen. Gleich ließ er einpacken. Nur Joseph, dessen Treue und Muth ihm hinlänglich geprüft waren, durfte ihn begleiten.

Sie mochten noch ungefähr zwei Tagereisen von Meichstetten, der Herrschaft des Onkels, entfernt seyn. Ein langer dichter Wald breitete sich jetzt vor ihnen aus, den Räuber unsicher machten. Man warnte auf der letzten Station den Grafen, diesen Wald, den er zu durchfahren wenigstens vier Stunden brauche, nicht

beim Abend und bei der anbrechenden Nacht zu passiren. Joseph unterstützte diesen gutgemeinten Rath. „Vorsicht," meinte er, „sey überall gut." Der Graf aber rief voll kühnem, verwegenen Muthe und im beißenden Spotte: „Fürchtest du dich, Joseph? dich schützt ja dein Rosenkranz, und ein Unkraut, wie ich bin, geht nicht leicht zu Grunde. Vorwärts, Vorwärts!" — Joseph schob geduldig die Spottrede ein und schwieg. Sie mochten etwa die Mitte des Waldes erreicht haben, als plötzlich ein Schuß fiel, Kaspar, der Kutscher, laut schreiend vom Bock stürzte, und der Graf und Joseph mit überraschender Schnelligkeit, ehe sie an Gegenwehr nur denken konnten, aus dem Wagen heraus gerissen, gebunden und ihrer Uhren und Geldbörsen beraubt wurden. Sechs riesige Männer von wildem Aussehen, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, umstanden sie, und trieben sie beim Scheine einiger Blendlaternen in das Dickicht des Waldes hinein.

Der Graf knirschte mit den Zähnen, Joseph sah düster und still vor sich hin; die Räuber aber sangen und pfiffen, bis sie an eine Stelle kamen, wo mehrere ihrer Gesellen um ein loderndes Feuer herumsitzend, aßen und tranken, jubelnd die Ankommenden begrüßten und mit neugierigen Blicken die Gefangenen musterten.

„Ach, Herr Graf!" rief jetzt mit wilder Stimme und höhnischer Freude ein Mann, der der Hauptmann der Bande zu seyn schien, „tausendmal und schönstens willkommen! Ist doch schön von Euch, daß Ihr auch einmal Euere Gäste heimsucht! Ihr werdet Euch doch noch des schwarzen Stoffels erinnern, den Ihr so lange und so gütig auf Euerm Schlosse beherbergt, und

zuletzt gar voll überschwenglicher Milde lebenslänglich in's Zuchthaus versorgen wolltet?"

„Und Ihr, Herr Förster, seyd auch da?" begann ein anderer. „Laßt doch sehen, ob Ihr jetzt auch einen Panzer anhabt, wie dortmals, wo Ihr mir den Peter erschosset, und Euch meine gutgezielte Kugel das Lebenslicht nicht ausblasen konnte?" Und damit packte er den wehrlosen Joseph, und riß ihm die Weste auseinander, daß der Rosenkranz, den er seitdem immer bei sich zu tragen pflegte, herausfiel. —

„Potz Stern!" schrie der Räuber, „das sind dir Helden. Ihr, Herr Förster, fangt bei Zeiten an, ein altes Weib zu werden." Laut auf lachte das rohe Räubergesindel. „Jesus Marie!" schrie jetzt auf einmal ein junger Bursche, der mit einer Blendlaterne neben Joseph stand, „das ist ja der Rosenkranz meiner Großmutter? O gebt mir ihn, ich bitte Euch!"

„Da hast du ihn; es wird dir kein Hund darum neidig seyn. Aber ich sage dir," drohte der Räuber, „wenn du mir ein Vaterunser damit betest, so schnüre ich damit dir die Kehle zu."

Hastig nahm ihn der junge Bursche. Joseph aber schaute ihn mit einem Blicke voll des Vorwurfes und der Betrübniß an. Der Bursche hielt ihn aber nicht aus, sondern entfernte sich rasch. „Ei, Herr Graf, so nehmt doch Platz neben uns; wir sind, wie Ihr seht, lauter ehrenwerthe Leute, und von altem Adel," spöttelte der Hauptmann.

Der Graf aber wandte sich verächtlich von ihnen ab, und kehrte ihnen den Rücken zu.

„Ei, so stolz, gnädiger Herr?" fragte gereizt der Räuber; „vielleicht verschmäht Ihr deshalb unsere

Gesellschaft, weil Ihr von der Reise müde seyd und Ruhe wünscht. Die sollt Ihr auch haben."

„He, Steffel," rief er, „führe doch die Herren in das schöne helle Gastzimmer Nro. 1., wo das herrliche Gastbett steht, und vergiß ja nicht, ihnen guten weißen Wein und eine saftige Brodtorte zu bringen. Unsere werthen Gäste sollen sich nicht über Mangel an Gastfreundschaft beklagen können."

Laut auf lachte die Bande dem höhnischen Spotte des Hauptmanns Beifall zu. Steffel aber führte die Gefangenen, sie unsanft vorwärts treibend, durch eine dunkle Höhlung über viele Stufen hinauf in ein feuchtes, finsteres Loch, aus dem ihnen ein fauler Geruch entgegen dämpfte. — Steffel stellte vor ihnen einen Krug Wasser und ein schimmliches Brod hin. „Laßt es Euch schmecken, so gut werdet Ihr noch nie in Euerem Leben gespeiset haben. Dort," fuhr er fort — und wies auf einen Bund faulen Stroh's — „steht Euer Gastbett, auf dem Ihr wahrscheinlich noch nie geschlafen haben werdet. Jetzt, gute Nacht," und lachend entfernte sich der rohe Mensch.

Der Graf aber ballte seine Faust und knirrschte voll ohnmächtiger Wuth. Laut verwünschte er seine Unbesonnenheit. Joseph starrte düster vor sich hin, weniger für sich, als für seinen Herrn besorgt. Von der Verwegenheit und der Rachsucht dieser Menschen durften sie das Schlimmste erwarten. Dabei gedachte er, wie er heute durch den Rosenkranz den Hans, den Enkel der guten Alten, gefunden, und welch' großen Eindruck dieser auf ihn gemacht. Den Grafen versuchte er zu trösten und zu beruhigen, so gut er konnte; allein es wollte ihm nicht gelingen; denn dieser

wußte zu gut, daß er von einem solchen Gesindel das Aergste zu fürchten, und wohl keine Rettung zu hoffen hätte. Es war aber dem Förster, als ob sie bald gerettet würden, und er betete darum.

Voll Mißmuth hatten sie sich auf das Stroh hingeworfen; allein die Sorge und Angst ließen sie nicht schlafen. Da war es ihnen auf einmal, als ob sich ein helles Licht durch den finstern Gang zu ihnen herbewege. Es kam näher, und bald so nahe, daß sie den Hans erkennen konnten. Dieser winkte ihnen, den Finger auf dem Munde, zu folgen. Freudig eilten sie ihm nach. Hans aber führte sie durch den Gang zu einer Felsenwand, wo er eine Leiter anlegte, auf der sie durch eine künstlich mit Gestrüpp und Buschwerk verkleidete Oeffnung in das Freie gelangten. Hans zog die Leiter herauf und verbarg sie. Rastlos eilten sie durch die Wälder, bis sie auf einen gebahnten Weg kamen.

„Jetzt,“ unterbrach Hans das lange Stillschweigen, „jetzt möchten wir wohl in Sicherheit seyn.“

Da umarmte ihn der Graf mit stürmischer Freude, und nannte ihn seinen Retter.

„Nicht ich bin Euer Retter,“ erwiederte Hans, „dieser Rosenkranz ist es, durch den Gott mich und Euch gerettet hat.“ Und damit zog er den Rosenkranz hervor und wies ihn dem staunenden Grafen, der mit Beschämung seiner spöttelnden Reden gedachte. Joseph aber ahnete, was geschehen war. „Als Euch, Herr Förster,“ fuhr Hans fort, „der rothe Eustach packte, und Euch den Rosenkranz herausriß, den ich gleich als den meiner Großmutter erkannte, da ging es mir wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz.

Es war mir, als ob meine Großmutter vor mir stünde, und bald weinend und jammernd, bald bittend und drohend mir den Rosenkranz wiese, an dem ich mit ihr so oft, so schöne Gebete verrichtete.

„Da nahm ich den Rosenkranz, und in tiefem unaussprechlichen Schmerz kroch ich hinter eine Staude, und weinte dort, von Niemanden gesehen, recht nach Herzenslust. Der Gedanke: „„Wenn dieß deine Großmutter wüßte!"" quälte mich unbeschreiblich.

„In dieser Nacht sollte ich ein Mitglied der Bande werden, und mein Probestück bei der Ausraubung einer Mühle ablegen. Da rang ich, und flehte zu Gott um Stärke, mich und Euch zu erretten, koste es, was es wolle, denn die Räuber hatten sehr Böses mit Euch im Sinne. Gott sey Dank, daß es mir gelungen ist, Euch und mich zu retten."

Und damit zog er seine Mütze vom Haupte und küßte andächtig das Kreuz des Rosenkranzes. Der Graf schaute in tiefer Rührung mit gefalteten Händen vor sich hin. Joseph weinte, da ging der Mond auf, und warf sein Silberlicht auf das Kreuz, daß es gar anmuthig durch die Dämmerung des Waldes erglänzte.

„Wie seyd Ihr denn aber unter die Räuber gekommen, Hans?" fragte nach einer langen Pause Joseph.

„Ach, lieber Herr, wer mir noch vor einem Jahre gesagt hätte, daß ich unter diese Schurkenbande käme, den hätte ich dreist einen Lügner und Verläumder gescholten; denn ich ward von meiner Großmutter fromm und christlich erzogen.

„Es ging aber so zu. Ich hatte das Schneider-

Handwerk erlernt, und mußte in die Fremde. Anfangs ging es gut. Eines Abends aber kam ich in ein Wirthshaus, das von preußischen Werbern und Rekruten angefüllt war. Die zechten mich an, daß ich Sinn und Bewußtseyn verlor, und auf die Gesundheit ihres Königs trank. Am andern Tage, als ich meinen Rausch ausgeschlafen, hieß es, ich sey Soldat. Alles Bitten und Jammern half nichts, sondern brachte mir nur Spottreden und Schläge. In der darauffolgenden Nacht steckte mir ein fremder Bursche, Rekrut wie ich, einen Zettel zu, auf dem geschrieben stand, daß sich ihrer drei verschworen, den Werbern zu entlaufen; wollte ich mit, so sollte ich es dem Ueberbringer des Zettels zu verstehen geben. Mit Freuden war ich dabei. Wir entwischten glücklich, und kamen nach einem langen Marsche in einen dicken Wald, wo sich mehrere Männer zu uns gesellten, aus deren wildem Aussehen und verdächtigen Reden wir bald abnahmen, daß sie Räuber seyen. Denkt Euch meinen Schrecken! So war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Fußfällig bat ich die Räuber, mich in Frieden gehen zu lassen. Sie aber lachten, und sagten, es sey ihnen ganz recht, einen Schneider zu haben; sie hätten längst schon einen gebraucht. D'rauf sprachen sie mir Muth ein, verhießen mir das schönste Leben, und drohten mir fürchterlich, wenn ich es wagen sollte, ihnen zu entlaufen. Nun führten sie mich in ihre Höhle. Dort mußte ich ihnen Kleider machen und ausbessern, und beim Kochen Aushülfe leisten. Sonst hielten sie mich sehr gut; ich hatte Alles vollauf. Mein Abscheu gegen das zügellose Räuberleben schwand allmählig, ich begann ihm Geschmack abzugewinnen,

und war nahe daran, ein großer Bösewicht zu werden, als sich Gott meiner erbarmte, und Euch und den Rosenkranz mir zusandte."

Und tief auf athmete Hans aus der erleichterten Brust, und warf einen Blick des innigsten Dankes zum Himmel.

Der Graf drückte ihm gerührt die Hand. Joseph fühlte sich auf das Innigste bewegt. Hans aber jubelte und sang, wie ein Vögelein, das dem Käfig entflogen war.

Bald erreichten sie das nächste Städtchen, wo sie alles Nöthige fanden, um ihre Reise wieder fortsetzen zu können, die nun auch ohne neue Gefahr vollendet wurde.

Den Hans belohnte der Graf reichlich und sorgte lebenslang für ihn. Mit ihm selber war eine große merkwürdige Veränderung vorgegangen. Aus einem seichten Religionsspötter ward er ein frommer, treuer Christ; denn die Begebnisse und Schrecken jener Nacht, der rettende Rosenkranz, das einfache, rührende Bekenntniß des Schneiders, und Josephs stille Frömmigkeit lehrten ihn das Höhere und Bessere kennen, das er so lange verschmäht hatte. Joseph freute sich auf das Herzlichste über seine Sinnesänderung, und blieb stets mehr sein Freund, als sein Diener. Die Freude der guten Alten beim Wiedersehen ihres Enkels läßt sich wohl fühlen, aber nicht in Worte fassen. Mit freudigem Erstaunen vernahm sie die seltsame Geschichte. Den Rosenkranz hielten sie nun Alle in Ehren, und theilten ihn in drei Stücke, von denen jeder — Hans und Joseph eines bekamen; der dritte Theil mit dem Kreuze blieb dem Grafen. —

## 3.

# Der Acker im Buchenwalde.

## I.

Am Tage des heiligen Johannes, des Täufers, ging Conrad, ein alter Bauer, mit seiner Hausfrau Elisabeth von der Pfarrkirche, wo sie andächtig dem Gottesdienste beigewohnt hatten, nach Hause. „Lisabeth," sprach er, „ich hätte jetzt gerade Lust und auch Zeit, meinen Acker zu besuchen, den ich vor einem halben Jahre bei dem Buchenwalde gekauft habe. Willst du mitgehen?"

„Gerne, Conrad; ich wünsche nur, daß der schöne Weizen, den du dort gesäet hast, recht gedeihen möge; aber —"

„Ei, ich merke schon, du sprichst wie das ganze Dorf und denkst: der alte Conrad, der für den besten Wirth im Dorfe gilt, der hat dießmal einen schönen Streich gemacht: kauft der einen Acker, wo meine Lebetag nur Stein und Gras gewachsen, führt die beste Erde und den besten Dünger hinaus, säet sogar das schönste Weizensamenkorn, und meint nun fest, es müsse auf dem magern Aeckerlein der Weizen gedeihen, wie jener im Evangelium, der auf gutes Erdreich gefallen ist."

„Nein Conrad, das dachte ich nicht; was du thatest, war mir allemal recht und ich meinte, es sey gut gethan, aber wissen möchte ich doch, warum du gerade jenen Acker um dieß theuere Geld gekauft hast; du konntest darum weit bessere Gründe kaufen: alle staunten, wie du das Doppelte zahltest, was der reiche

Christoph dem verganteten Johann geboten hatte, der doch gewiß nicht unser Freund war."

„Eben darum, Lisabeth, eben darum, der alte Johann war mir ein böser Nachbar und doch that mir das Herz weh, als sie ihm sein Vieh wegtrieben, sein Geräth verkauften, und sein Haus und seine Grundstücke auf die Gant schrieben; der reiche Christoph hat ihn vornehmlich durch seinen Wucher und seine jüdischen Prozente in das Elend gebracht; deßhalb ließ ich ihm den Acker nicht, wiewohl er schlecht war: ich hatte, Lisabeth, damit einen eigenen Plan."

„Und welchen?" fragte Lisabeth verwundert; „davon hast du mir noch nichts gesagt."

„Wie ich diesen Acker kaufte, so dachte ich: Ich will das Dreifache dafür geben, was er werth ist, und will dieß Geld dem armen alten Johannes als Almosen geben; Gott segne es ihm! ich will diesen Acker recht fleißig anbauen, und was er trägt, das will ich stets den Armen geben und Gott wird mir helfen, daß er nicht immer Dornen und Disteln trägt. Sieh, Lisabeth, mit dieser Gesinnung kaufte ich den Acker; wie ich ihn recht genau nach dem Kaufe untersuchte, und sah, wie der Boden so ganz vertrocknet und steinig war, da wurde es mir um das Herz ganz kleinmüthig, und ich dachte schon: Du thätest besser, wenn du die Köstten des Taglohnes und der Aussaat alsogleich den Armen gäbest und den Acker dem Unkraut überließeßt, das doch davon nicht weichen wird; aber bald vertraute ich wieder auf Gott, der da Regen und Sonnenschein gibt, und wandte allen Fleiß an, damit aus dem Acker doch etwas würde."

„Ja," begann Elisabeth lächelnd, „daran hat

es dir nicht gefehlt; es war eine Zeitlang, als ob du nur diesen Acker hättest; der beste Dünger mußte hinaus; dreimal mußte umgeackert werden; die Nachbarn lachten uns alle aus, weil wir alle Mühe an diesen Acker setzten und die übrigen, die doch zehnmal besser waren, vernachläßigten."

„Laß die Leute schwätzen," meinte gutmüthig Conrad; „auf diesem Acker sollte ja ein barmherziges Werk wachsen; ich mußte deßhalb die Unbarmherzigkeit des frühern Besitzers gut machen, der wahrlich recht nachläßig, recht unbarmherzig mit diesem Grundstücke umgegangen ist; ich habe daran nichts gespart und mancher sauere Schweißtropfen ist deßhalb zugleich mit dem Saamenkorn in die Erde gefallen, und ich denke der Segen Gottes wird es begleitet haben."

Unter solchen Gesprächen waren sie zu dem Buchenwalde gekommen, an dessen Rande sich Conrads Acker hinzog. Mit freudigen Blicken überschaute Conrad das blühende Feld, dessen hohe, volle Aehren ihm deutlich verkündigten, daß Gott sein Zutrauen rechtfertigen und seine gute Absicht segnen wolle; er konnte sich gar nicht satt schauen an seinem reichen, üppigen Weizen.

„Sieh einmal, Lisabeth, ist da nicht deutlich Gottes Segen? mit Händen kann man ihn ja greifen! was sagst du nun? ist mein Geld hinausgeworfen? werden mich die Nachbarn jetzt auch noch auslachen?"

„Wahrhaftig, wer hätte dieß gedacht!" begann sein Weib; „auf diesem Boden so ein Weizen! es ist wahrhaftig zu verwundern; vor acht Tagen, wo wir zum letztenmal hier waren; da stand noch alles ganz geringe: der Acker war weit zurück gegen die andern, und jetzt ist er gar der schönste! es ist wahrlich zu

verwundern: wer es nicht selbst sieht, der würde es gar nicht glauben!"

„Ja, Lisabeth, Gott ließ mein Vertrauen nicht zu Schanden werden, ich will ihm aber auch recht dafür danken und gewiß mein Versprechen halten; was der Acker einträgt, das sollen die Armen haben, und noch was von den andern auch dazu, es leidet bei uns schon etwas: für Kinder brauchen wir nicht zu sorgen, und unsere Verwandten werden einst nach unserm Tode keine Ursache haben, sich über unsere Wirthschaft zu beklagen." —

## II.

Als nun die Zeit der Erndte kam, so fuhr der alte Conrad mit wahrer Herzenslust nach seinem Acker hinaus, und brachte drei Wägen voll der schönsten Weizengarben nach Hause. „Dieser Weizen," sprach er zu seinem Weibe, „muß vor Allem ausgedroschen werden; ich bin meinem himmlischen Vater zu viel Dank schuldig, als daß ich nicht sogleich mein Versprechen halten sollte, also frisch an die Arbeit!"

Noch waren drei Wochen nicht vergangen, da fuhr Conrad mit seinem Weizen in die benachbarte Stadt; vier Schäffel Weizen hatte er aufgeladen und damit, meinte er, könnte man einem Bedrängten schon hübsch unter die Arme greifen. Allerlei Gedanken, wie er dieß Geld auf eine recht heilsame und nützliche Weise zum Besten der Armen verwenden wollte, gingen durch seinen Kopf; bald wollte er damit die armen Schulkinder kleiden, bald die Wittwen und Waislein unterstützen, bald die ganze Summe einem benachbarten, unlängst abgebrannten Dorfe zukommen lassen; er

konnte darüber nicht recht mit sich einig werden. „Ei,“ dachte er, „was brauche ich mir darüber den Kopf zu zerbrechen? da lasse ich den lieben Gott sorgen; der wird mir schon einen Fingerzeig geben, wie ich das Geld am besten verwenden kann.“

Das Herz im Leibe lachte dem guten Conrad, als die Leute in der Stadt seinen Weizen lobten und ihm ein Bürgersmann in schönen Thalern 60 Gulden dafür zahlte. Es wurde Mittagszeit und obwohl es ihn zu hungern begann, so hielt er es doch für seine Pflicht, zuvor Gott für den guten Verkauf in der Kirche zu danken; dabei ging er auf die nächste Kirche zu: dort hatte er aber noch gar nicht lange gebetet, als ein junger, anständig gekleideter Mensch, mit einem Antlitz, auf dem Betrübniß und Jammer ganz deutlich zu lesen war, hereintrat und zu beten und bald auch zu weinen begann, daß eine Thräne die andere schlug. — Dem alten Conrad war es ganz weh um das Herz, als er den Jüngling, der kaum fünfzehn oder sechzehn Jahre zählte, so bitterlich weinen sah. „Den schickt mir heilig Gott,“ dachte er; „ist ihm mit Geld zu helfen, so soll ihm geholfen werden; er hat ein ganz ordentliches Aussehen.“ Er getraute sich aber nicht sein Gebet und sein stilles Schluchzen durch eine Frage zu unterbrechen, sondern wartete geduldig, bis der Fremde aufstand und sich entfernen wollte.

Conrad ging ihm nach. „Mit Gunst und nichts in Uebel genommen, was fehlt Euch denn? Ihr habt ganz erbärmlich geweint?“

„Warum sollte ich denn nicht weinen?“ antwortete der Gefragte traurig; „ist mir ja mein einziger Gutthäter gestorben, der mir bisher im Studiren fortge-

holfen hat; ich bin jetzt ganz verlassen; denn meine Eltern sind schon lange todt!"

„Der Herr Vater todt und die Frau Mutter auch? das ist schlimm, recht schlimm! thut mich recht bedauern; aber kleinmüthig sollt Ihr deßhalb doch nicht werden, sondern recht fest auf Gott vertrauen und Ihr werdet sehen, Er hilft Euch; davon kann ich gleich ein Beispiel erzählen;" und nun erzählte er ihm, wie es ihm mit dem Acker gegangen, und Gott sein Vertrauen so sichtbarlich gesegnet hätte. — „Seht, so müßt auch Ihr auf Gott vertrauen," schloß Conrad; „ich habe meinem Acker an Dünger und Pflügen es nicht fehlen lassen, so sollt auch Ihr das Aeckerlein Eueres Geistes mit dem Dünger der Wissenschaft und der Frömmigkeit stärken, dann wird gewiß was Rechtes darauf wachsen; aber Ihr seyd noch ganz jung; wie lange studiret Ihr denn?"

„Vier Jahre," erwiederte der Fremde, den sichtbar die naive, treuherzige Erzählung des Conrad erheitert hatte.

„Seyd Ihr immerfort fleißig gewesen? könnt Ihr Preise aufweisen? Der Hansmichel, meines Nachbars Sohn, der bringt alle Jahre einen nach Hause."

„Ich bekam jedes Jahr einen Preis und manchmal zwei."

„Schaut gar zwei! das heißt sich wacker halten! Wie sind denn Euere Herren Schullehrer mit Euch zufrieden?"

„Die Zeugnisse meiner Herren Professoren beweisen, daß sie noch alle mit mir zufrieden waren."

„Schön, recht gut, da fehlt es also nicht in der Wissenschaft," meinte Conrad; „aber wie schaut es

mit der Sittlichkeit aus? habt Ihr Euch immerfort gut aufgeführt? die Studenten sind mitunter schlimme Kameraden und machen oft böse Streiche!"

„Ich habe mich stets gut betragen und bin noch niemals gestraft worden."

„Will's Euch glauben; denn wer in Kreuz und Leiden zu Gott seine Zuflucht nimmt und in der Kirche betet, der kann so schlimm nicht seyn, aber nehmt einem alten, ehrlichen Bauern nicht in Uebel, daß er Euch so geradezu ausgefragt hat; es ist wahrlich nicht aus Neugierde geschehen, sondern weil ich es gut mit Euch meine; denn seht, seyd Ihr, wie ich fest glaube, wirklich ein rechtschaffener, armer Student, so sollt Ihr alljährlich den Weizen von dem Acker haben, von dem ich Euch schon erzählt habe, und fehlt was daran, so kann der alte Conrad schon noch etwas darauf zahlen."

Der Student wußte nicht, wie ihm geschah: „So hat mich Gott nicht verlassen?" rief er tiefbewegt aus; „in Euch hat er mir einen neuen Gutthäter geschickt!" und in rührenden Worten drückte er den Dank seines Herzens gegen den guten Conrad aus.

„Laßt das unterwegs; zum Danken ist es noch zu früh, aber zum Essen nimmer; mich hungert; habt Ihr schon zu Mittag gegessen?"

„Nein, ich bin noch ganz nüchtern," versicherte der Student.

„Was, nicht einmal noch gefrühstückt?" rief Conrad, „ei, da ist keine Zeit zu verlieren; kommt mit mir zu meinem Wirthe; einen Braten leidet es heute schon." —

Der Student, der sich Carl Zeller nannte, ließ es sich herzlich schmecken, und der gute Conrad freute sich ungemein über den Appetit seines jungen Gastes. Nach Tische begann Conrad: „Jetzt laßt uns danken für Speise und Trank und führt mich zu Euerm Schullehrer, denn ich muß ein Wörtlein mit ihm sprechen und Euch ihm an das Herz legen.“ Der Student führte ihn zu seinem Professor. Dieser äußerte große Freude, daß Carl in dem wohlhabenden Bauern einen so liebevollen Gutthäter gefunden, und versicherte ihm wiederholt: daß er zu seinen besten Schülern gehöre, und seinem Gutthäter gewiß einst Ehre und Freude machen werde.

„So höre ich es gern,“ sprach Conrad, „das habe ich wissen wollen, jetzt ist es recht: thut er das Seine, ich und mein Weib wir thun das Unsere gewiß.“ — Mit diesen Worten beurlaubte er sich von dem Professor und sprach zu Carl: „Jetzt führt mich in Euer Quartier, ich will doch sehen, wie es bei Euch zu Hause aussieht.“ —

„Nicht gar zum Besten,“ meinte der Student etwas niedergeschlagen: „ich habe mich in der letzten Zeit gar schlecht behelfen müssen.“ Er führte nun Conrad in eine enge winkelige Straße zu einem Häuslein, bei dessen Anblick der Alte bedenklich den Kopf schüttelte; „haltet Euch an das Geländer an,“ mahnte der Studiosus; „es ist etwas dunkel und die Stiege ist baufällig!“

„Heiliger Christoph, da ist es zum Halsbrechen, aber hinauf muß ich doch, es ist gut, daß ich hübsch mager bin, aber meine dicke Lisabeth bliebe schon in dieser Hühnersteige stecken.“ —

„Ein wahrer Hundsstall von einem Zimmer, Ihr könnt Euch ja kaum umdrehen," sprach jetzt Conrad, als er in des Studenten Kämmerlein getreten — „statt der Glasscheiben Papier vor den Fenstern; dumpf und feucht die Wände; durch alle Löcher pfeift der Wind! könnt Ihr denn da es aushalten?"

„Ich muß ja wohl," seufzte der Studiosus, „ein ordentliches Zimmer kann ich nicht bezahlen!"

„Aber ich, gleich morgen müßt Ihr ausziehen; meine Hühner haben eine schönere Stube als Ihr da; Euere Möbeln sind auch gar schlecht bestellt; ist das ein Tisch? könnt Ihr denn auf diesem Stuhle sitzen, ohne umzufallen?"

„Es ist wohl wahr, allein ich hatte —"

„Recht habt Ihr; ich habe gut reden, ein Schelm ist, wer bloß tadelt und nichts besser macht; das muß nun Alles anders werden; Ihr müßt mir das nicht in Uebel nehmen; ich rede gern frei von der Brust weg und meine es gewiß gut mit Euch; allein da sehe ich Euern Bücherschrank; sind nicht viele Bücher da und ihr Aussehen nicht ganz schön; Ihr braucht aber die Bücher so nothwendig, wie wir Bauern den Pflug und die Sense, nun wie sieht's mit den Büchern aus? habt Ihr alle Bücher, die Ihr zum Studiren braucht? sprecht aufrichtig!"

„Ach, da fehlt noch viel; im Griechischen mangeln mir gar viele Bücher noch; sie sind gar theuer!"

„Thut nichts; der Acker muß das nächste Jahr ein Schäffel Weizen mehr bringen; schreibt nur Alles auf, was Ihr braucht: aber Ihr braucht nicht bloß Bücher, Ihr habt auch Kleider vonnöthen; Euer Rock

ist gar nicht schlecht für einen Werktagrock; wie schaut's mit Euerm Sonntagsröcklein aus?"

„Da habe ich keinen, ich habe bloß einen Rock, den andern mußte ich verkaufen, weil ich nach dem Tode meines seligen Wohlthäters ohne Unterstützung blieb." —

„Hilf Himmel, nur einen Rock! heute noch muß Euch der Schneider einen neuen anmessen: Ihr sollt nicht schlechter daher gehen, als die andern; mit der Wäsche wird es wohl auch nicht besser aussehen?"

Der Student konnte nur zwei Hemden in sehr trauriger Gestalt aufweisen, das dritte trug er auf dem Leibe.

„Da muß Mutter Lisabeth ihre milde Hand und den Leinwandkasten aufthun, in kurzer Zeit werdet Ihr ein halbes Dutzend schneeweißer Hemden haben."

Der alte Conrad ging jetzt mit dem Studenten in der Stadt herum und stiftete für ihn bei guten, christlichen Hausleuten, die zugleich um ein Billiges Kost gaben, ein helles, freundliches Zimmer; auch die Bücher wurden gekauft und der neue Rock nicht vergessen; denn das war einmal Conrads Sitte, nichts halb zu thun, sondern das Werk, das er einmal begonnen, ganz zu verrichten. Nachdem er nun nach Kräften für seinen Pflegling gesorgt, merkte er, daß die sechzig Gulden schon sehr geschmolzen und es bald Zeit sey, heimzukehren; so gab er noch dem Studenten, der seines Dankes kein Ende wußte, einige herzliche väterliche Ermahnungen und ging sehr vergnügt, mit dem Bewußtseyn einer guten That nach Hause.

Wie er nun an dem Acker bei dem Buchenwalde vorbeifuhr, da hielt er und überschaute mit heitern

Blicken die Fläche und rief: „Ei, du mein lieber Acker; ich sage dir, halte dich ja auf das nächste Jahr auch wieder gut und thue deine Schuldigkeit; denn du mußt einen Studenten ernähren und das weißt du, sind theure Leute." Zu Hause aber war Lisabeth mit Allem zufrieden, was Conrad gethan, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als für den Studenten die Hemden zu fertigen und die Socken zu stricken. Als nun Carl selbst in kurzem an einem Vakanztage seinen Gutthäter besuchte, so hatte Elisabeth ein sehr großes Wohlgefallen an dem stillen, bescheidenen Jüngling, und stopfte alle Taschen mit Obst und Küchelن an. Conrad begleitete ihn bei dem Nachhausegehen bis zu dem Acker bei dem Buchenwalde. „Sieh da," sprach der Alte, „da ist dein Acker; der muß dich nähren; das Geld, das er mir einträgt, säe ich auf deinem Acker aus und will, daß es gute Früchte bringe, nicht für mich, sondern für dich und die andern, damit aus dir ein tüchtiger frommer Mensch werde; dann wird der Conrad jeden Schweißtropfen segnen, den er hier auf diesem Acker für dich vergießt." —

Und der Student versprach es heilig, und er hat sein Wort auch gehalten.

## III.

Carl bestrebte sich durch Fleiß und Sittlichkeit seinen Gutthätern alle Freude und Ehre zu machen; das Herz lachte dem alten Conrad im Leibe, wenn der Student am Ende des Schuljahrs mit einem Preise zu ihm kam und ihm die besten Zeugnisse aufwies. Carl wurde älter und er ging jetzt auf die

Hochschule, um dort nach seiner Neigung Medizin zu studiren: jetzt reichte der Ertrag des Weizenackers, mit dem immer der Segen Gottes auch in schlechten Jahren gewesen, nicht für die anständige Erhaltung Carls hin; aber der alte Conrad zog die Hand nicht von ihm ab, sondern sprach zu seinem Weibe: „Der Student braucht jetzt Geld und zwar nicht wenig; der Weizenacker kann es nimmer erschwingen, wenn er sich auch noch so gut hält; ich will deßhalb mein Kornfeld bei dem Laimbach, und die Wiese bei dem Sternanger hinzuthun; dann wird es klecken; denn stecken dürfen wir einmal den Studenten nicht lassen.“ Und Elisabeth, die Alles auf Carl hielt, war es gerne zufrieden und hätte eher noch mehr gegeben.

Carl erhielt mit Auszeichnung den Doctorgrad, und wurde als Arzt bei einem Regimente angestellt. Das war der alten besorgten Lisabeth nicht recht. „Laß es gut seyn,“ tröstete Conrad: „wer braucht denn und verdient mehr einen Arzt als die geplagten Soldaten, die täglich Leib, Leben und gesunde Glieder opfern müssen? da kann er etwas Tüchtiges lernen und sich und uns Ehre machen!“

Der Krieg kam immer näher; tapfer aber unglücklich kämpften die Streiter des Vaterlandes. Die Feinde drangen bis zu Conrads Gegend vor und hauseten schrecklich; auch Conrads Dorf wurde geplündert: Conrad litt dabei den größten Schaden; er trug sein Unglück mit christlicher Geduld und Standhaftigkeit; mehr noch als dieß schmerzte es ihn, daß er von Carl fast keine Nachrichten mehr empfing; einige behaupteten, er sey todt, andere meinten, er sey gefangen. Es wurde Frieden; die Regimenter kamen zurück, allein

Carl nicht mit ihnen; dieß beugte die beiden Alten tief, sehr tief; sie sollten den Kelch des Leidens ganz austrinken; der alte Conrad wurde blind und mit seiner Wirthschaft ging es von Jahr zu Jahr rückwärts; er mußte die besten Grundstücke verkaufen, und bald blieb ihm nichts mehr als jener Acker bei dem Buchenwalde; allein auch dieser sollte zuletzt verkauft werden. Da kam ein tiefer Schmerz über Conrad. „Auch dieser Acker geht noch verloren, und doch hätte ich eher geglaubt, daß das Meer austrocknete, als daß ich um diesen Acker und so in das Elend kommen würde; aber Herr! ich will nicht murren, dein Wille geschehe," so rief der alte Conrad, und versuchte auch sein klagendes Weib zu trösten.

Der Tag des Verkaufs war festgesetzt. „Das wird für mich ein bitterer Tag werden," klagte Conrad; „komme Lisabeth, und führe mich in die Kirche; ich will dort beten, daß es mir leichter werde," und die Alte führte ihren Ehemann das Wirthshaus vorbei, wo gar viele der Kaufslustigen bereits versammelt waren, zur Kirche.

In dem Wirthshause wurde es immer lebhafter; schon begannen einige zu feilschen und um den Acker zu handeln; denn der Acker war durch den Fleiß Conrads ein sehr gutes Grundstück geworden. — Jetzt begaben sich die Kaufslustigen auf den Acker selbst hinaus, der Allen gefiel; das Steigern begann; einer überbot den andern, ein reicher Bauer hatte eben dreitausend Gulden geschlagen, als ein schöner mit herrlichen Pferden bespannter Wagen, in dem ein junger gut gekleideter Mann saß, die Straße daherfuhr; verwundert hielt der Herr in dem Wagen stille und

erkundigte sich, aus welchem Grunde hier sich so viele Menschen versammelt hätten. Als er die Ursache davon erfuhr, sprang er erschrocken aus dem Wagen.

„Um Gotteswillen, was ist denn aus dem alten Conrad und der Lisabeth geworden," fragte er bewegt. —

„Sie leben noch; allein es geht ihnen sehr schlecht; sie sind fast Bettler."

„O meine armen Gutthäter! diesen Acker lasse ich nicht her; er gehört mein, denn er hat mich zehn Jahre ernährt; wie viel ist dafür geboten?"

„Dreitausend Gulden."

„Ich gebe sechstausend; wer will noch mehr schlagen?"

Da schwieg Alles. Carl aber — denn er war der Fremde — eilte in das Dorf, zur Kirche; dort traf er seine Pflegältern und die Scene, die jetzt folgte, kann nur empfunden, nicht leicht geschildert werden. „Weißt du noch, Carl, wie ich dich vor zwölf Jahren in der Kirche fand; da warst du noch ein Student, und es ging dir gerade damals so schlecht, als es mir jetzt geht; dortmals half ich dir; jetzt hilfst du mir! o mein Gott, wie wunderbar sind deine Wege; wie reich ist deine Vergeltung! jetzt will ich gerne meine Blindheit ertragen!" sprach Conrad, als er sich in etwas gefaßt hatte. „Nein, lieber Vater," sprach Carl, der die Augen Conrads untersucht hatte, „auch da kann noch geholfen werden."

„O Gott, wie kann ich dir für so viel Liebe danken! also, noch einmal darf ich sehen! wenn ich

nur dich und meine Lisabeth noch einmal sehen kann, dann bin ich gerne zufrieden!"

„Gewiß Vater," versicherte Carl, „dazu ist alle Hoffnung da."

Nun mußte ihnen Carl sein Leben erzählen; er war in einer Schlacht von den Feinden gefangen und von ihnen gut behandelt worden; er hatte das Glück gehabt, einem feindlichen General, den alle Aerzte aufgaben, das Leben zu retten. Der Gerettete zeigte seine Dankbarkeit auf eine glänzende Weise; allein er bat Carl auf das dringendste, auch seiner Gattin seine ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen, und er konnte seinen Bitten nicht widerstehen; zwei Jahre bedurfte es, bis die Kranke durch seine Kunst und rastlose Pflege genesen war. Reich belohnt eilte er in sein Vaterland zurück, wo er gerade zur rechten Zeit anlangte, seine Pflegältern von gänzlicher Armuth zu retten. Carl erwies ihnen die treueste Liebe und Dankbarkeit und pflegte sie, als ob sie seine leiblichen Eltern wären. Conrad erhielt durch seine Kunst das Augenlicht wieder, und lebte froh und hochbetagt auf seinem Hofe, denn Carl hatte nach und nach alle Grundstücke wieder angekauft; der Acker an dem Buchenwalde wurde aber in einen Garten verwandelt, und mit einem Landhause geschmückt, wo Carl mit seinen Pflegältern seine Mußestunden zubrachte, die ihm ein thätiger und gesegneter Wirkungskreis übrig ließ. — Nach einem langen und größtentheils glücklichen Leben entschliefen Conrad und Lisabeth in Carls Armen in dem Herrn, und hinterließen ihm ihr zeitliches Vermögen, das Gottes Segen in den letztern Jahren wieder reichlich vermehrt hatte. Allein Carl verwandte diese

Erbschaft zu einer Stiftung für Arme und Kranke; nur das Grundstück am Buchenwalde behielt er zum immerwährenden Andenken an Conrads Güte und seine frühere Armuth.

## 4.

## Verachte Niemanden.

### I.

„Ich bin mit deinem Betragen höchst unzufrieden," sprach eines Tages Graf Theodor, Gutsherr von Wellenberg, zu seinem eilfjährigen Sohne Rudolf, „wie benimmst du dich gegen deine Spielkameraden, die doch dir Alles zu Gefallen thun! Franz sucht den ganzen Tag Erdbeeren für seine Mutter, und du — du nimmst sie ihm gewaltthätig aus der Hand und verzehrst sie Alle, ohne auf seine Bitten zu hören und ihm auch nur Einige zu lassen! Michel hatte so lange vor deinem Drängen und Drohen keine Ruhe, bis er die hohe Linde hinaufstieg und dir den Finken aus dem Neste brachte; du nahmst den Finken und nach einer Viertelstunde ließest du ihn wieder fliegen; von einem Danke gegen Michel, der doch sein Leben deinetwegen gewagt und seine Hose zerrissen hatte, war bei dir keine Rede; mußte ich letzthin nicht sehen, daß du Michel und Christoph an deinen Wagen spanntest, mit ihnen im Garten herumfuhrest, und sie mit der Peitsche antriebest, als seyen sie wirklich Pferde oder Hunde und nicht Menschen wie du! Die armen Knaben schwitzten, als es dir beliebte, auszusteigen! Spielen

sie mit dir, so scheuest du dich nicht, alle Regeln des Spieles zu übertreten; aber Gnade Gott demjenigen, der sie aus Unbedachtsamkeit übertritt! du sparst weder Schelten noch Schlagen, um ihn zurecht zu weisen; überall willst du doch recht haben, auch dann, wenn das Unrecht offen auf deiner Seite ist! Pfui, schäme dich! betrachte deine Spielkameraden als Menschen und nicht als Sklaven; sey gerecht gegen sie und erweise ihnen Alles, was du willst, daß sie dir thun!"

„Vater, es sind ja nur die Söhne der Bauern und unserer Bedienten; ich werde einmal ihr Herr werden und es ist gut, wenn ich ihnen in jungen Jahren schon Gehorsam und Ehrfurcht gegen mich einpräge," meinte Rudolf.

„O Hoffart und Thorheit," rief zürnend der Vater; „weißt du denn mit Gewißheit, daß du hier einst Gutsherr wirst? kann dein Vater nicht arm werden, wie Könige und Fürsten in dieser Zeit verarmt sind? erinnerst du dich nicht mehr des französischen Marquis, der vor einem halben Jahre zu uns kam? er war zehnmal reicher, als dein Vater, und doch dankte er Gott, als ich ihm ein Abendessen und ein Bett für die Nacht gab; hüte dich, mein Sohn, auf Reichthum und Geburt zu bauen; du kannst dich als ein reicher, geehrter Mann zu Bette legen, und als ein verachteter Bettler aufstehen!"

„Wenn ich auch arm werden sollte," fuhr Rudolf fort, dessen Stolz durch des Vaters Zurechtweisung sich sehr gekränkt fühlte, „wenn ich so arm werden sollte, wie Michel oder Christoph, so bleiben mir doch meine Kenntnisse; ich spreche französisch, lerne englisch und lateinisch; ich kann zeichnen und singen; ich tanze

und fechte; das können meine Spielkameraden nicht; schon deßhalb stehe ich über ihnen, weil ich mehr weiß und verstehe, als sie."

„Und warum wissen sie nicht, was du weißt? Rudolf, sey nicht undankbar! Deine Spielkameraden haben keine Eltern, welche das Vermögen und den Willen hätten, sie diese Kenntnisse zu lehren; allein sie wissen gar Vieles, was du nicht weißt; die Kunst und die Wissenschaft des Bauern ist ja nicht zu verachten; denn ihr Pflug und ihr Arm ist es, der dich und uns Alle erhält; es war eine Zeit, wo auch ich wie du, ein unreifer, hochmüthiger Knabe, mit Stolz und Verachtung auf die Bauern und ihre Kinder sah; wie du brüstete ich mich mit meinem Range, meinem Reichthume und meinen Kenntnissen; allein ich wurde bald eines bessern belehrt; denn ein armer verachteter Bauernknabe lehrte mir eine höchst nützliche Kunst, und seine Wissenschaft war es, die mich und meine Schwester, deine Tante Juliane von einem fürchterlichen Tode rettete." —

„Wie ging das zu Vater?" fragte Rudolf mit der Neugierde der Jugend; „wie war es möglich, daß dich ein Bauernknabe belehren und dir sogar das Leben retten konnte?"

„Ich war in deinem Alter, als ich mit meinen Eltern und meiner Schwester Juliane hieher nach Wellenberg kam; eine Gouvernante und ein guter, alter, aber kränklicher Hofmeister begleiteten uns. Die ganze dünkelhafte Aufgeblasenheit eines Junkers, der sich für den Erben dreier Rittergüter hält, und sich über seine künftige Unterthanen etwa so erhaben fühlt, wie ein Sultan von Indien über seine Sklaven —

erfüllte mein Herz; von Freundlichkeit und Milde gegen die Bewohner des Gutes, die mich wahrlich, als ihren künftigen Gutsherrn, auf den Händen trugen, war keine Rede; ich wollte, kaum zehn Jahre alt, damals schon den Herrn spielen und legte es oftmals absichtlich darauf an, ihnen, und überhaupt meiner Umgebung meine eingebildete Ueberlegenheit fühlen zu lassen; ich war ein Knabe, dem es zu Hause bei den Büchern gar oft zu enge ward, der das Freie, die Jagd und das Spiel liebte; ich bedurfte dazu nothwendig der Gesellschaft; wohl mehr durch die Ehre Spielkameraden des Junkers zu seyn, und die durch Ermunterungen ihrer in dem Dienste meines Vaters stehenden Eltern bewogen, sammelten sich einige Knaben um mich; der eine war Wilhelm, der Sohn des Försters, der andere hieß Anton, der Sohn des Schullehrers; dazu kam noch Hans, der einzige Enkel einer armen Bauernwittwe, welche von meiner Mutter fast ganz unterhalten wurde; — er war mir eigentlich ganz zur Bedienung beigegeben, und kam des Morgens zu mir auf das Schloß und ging des Abends wohlversehen mit Brod und den Ueberbleibseln der Mittagstafel zu seiner Großmutter, wo er die Nacht über schlief; Hans war drei Jahre älter als ich, kräftig von Gliedern und einem gutmüthigen, allein ausdruckslosen Gesichte; mit dem Lernen ging es ihm nicht gut, und das war kein Wunder; seine Talente waren eben nicht groß und die Zeit zum Lernen, wo hätte er sie hernehmen sollen? Die meiste Zeit mußte er bei uns zubringen, und da hatte er Arbeit und Plage genug: die Stunden, die wenigen Stunden, die wir ihm noch übrig ließen, mußte er auf die Pflege einer alten, kranken Groß-

mutter verwenden; ich, der ich freilich durch Gottes Gnade mit vielen Talenten, mit weisen vermöglichen Eltern und tüchtigen Lehrern gesegnet war, spottete gar oft über seine Unwissenheit, über sein schlechtes Schreiben und Lesen; allein bald sollte ich erfahren, daß dieser so sehr verachtete Bauernknabe noch gar Manches wüßte, was dem aufgeblasenen Junkerlein verborgen war.

„Eines Abends ging ich mit Juliane und der Gouvernante spazieren; wir wollten einen benachbarten großen Fischteich besuchen und uns darauf durch Angeln und Fahren erheitern; es war ein heißer Tag; Juliane hatte ihr schönes neues Strohhütlein der Hitze wegen abgenommen, und trug es in der Hand; wir hatten den See erreicht, und wollten eben den Kahn besteigen, als ein heftiger Windstoß Julianens lässig gehaltenes Hütlein in den See warf. Juliane, damals ein Mädchen von kaum neun Jahren, fing bitterlich bei diesem Unfall an zu weinen; das Hütlein war noch ganz neu, stand ihr gut und war das Geschenk ihrer Taufpathe.

„„Weine nicht Juliane,"" sprach ich tröstend; „„ich bringe dir dein Hütlein schon wieder;"" es war nicht weit von dem Kahne entfernt; mit der Angelruthe konnte ich vielleicht es leicht erreichen; wirklich ich trat in den Kahn, bog mich mit der Ruthe etwas zuweit hinaus und fiel — in das Wasser.

„Juliane und die Gouvernante schrieen vor Schreck laut auf; ich zappelte und brachte mich wieder glücklich aus dem Wasser, das gerade hier mehr schlammig, als tief war; ich hatte keinen Schaden genommen, nur war ich durchnäßt und bis über die Brust mit

Schlamm bedeckt; zum zweitenmal wollte ich, etwas ärgerlich, den Versuch machen, das Hütlein herauszufischen; allein die Gouvernante und Juliane ließen es nicht zu, und ein neuer starker Windstoß trieb den Kahn, den ich vom Ufer losgemacht hatte, um leichter das Hütlein zu erreichen, weiter in den See hinein, und das Hütlein schien uns Allen verloren.

„Wir wollten mißmuthig nach dem Schlosse zurückkehren, da begegnete uns Hans, der in der Küche auf einiges Backwerk hatte warten müssen, welches wir auf dem See als Abendessen verzehren wollten; er sah Julianen ohne Hut und in Thränen, mich durchnäßt und beschmutzt und die Gouvernante sichtbarlich verdrießlich. —

„Hans getraute sich anfangs nicht, etwas zu sagen; allein Julianens Jammer: „„Mein Hütlein, mein schönes Hütlein! was wird die Großmutter sagen?““ gab ihm den Muth zu fragen, was aus dem Hütlein geworden sey!

„Juliane erzählte Alles und verschwieg auch mein Mißgeschick nicht. „„Ei,““ meinte Hans, „„da wird wohl noch zu helfen seyn;““ er wandte sich gegen den See, und erblickte mit seinen falkenhellen Augen das Hütlein mit dem weißen Schleier auf dem Spiegel des See's treiben. „„Seht Ihr das Hütlein, gnädiges Fräulein? dort schwimmt es, ich werde es gleich Euch bringen.““

„„Da bleibe Hans,““ rief ich unwillig; mein Hochmuth fürchtete, es möchte ihm gelingen, was mir mißlungen war: „„du dummer Knabe, wie willst du zu dem Hütlein kommen? der Kahn treibt in dem

See, und wie willst du zu ihm und dem Hütlein kommen? meinst du, du kannst mehr als ich?""

""Könnt Ihr schwimmen, gnädiger Herr Junker?"" fragte Hans mit gewohnter Einfalt, hinter welcher doch ein geheimer Spott sich zu bergen schien.

"Eine zornige Schamröthe bedeckte meine Wangen, es war mir unerträglich, daß ein Bauernknabe schwimmen konnte und ich nicht. Hans wartete meine Antwort nicht ab, sondern lief, sein Körblein mit dem Backwerke niedersetzend, spornstreichs auf den See zu. Ich, Juliane und die Gouvernante eilten ihm nach; als wir ihm nahe kamen, hatte er bereits seine Bauernjacke und seine Stiefel ausgezogen; ein ihn gewiß ehrendes Schamgefühl erlaubte ihm nicht, sich weiter zu entkleiden, sondern er stürzte sich mit Hemd und Höslein in den See; leicht wie ein Fisch schwamm er auf der Wasserfluth; in wenigen Minuten erreichte er das Hütlein, und schwang es dreimal triumphirend in die Luft, daß weithin der Schleier flatterte; wir glaubten, er werde jetzt an das Ufer zurückschwimmen; allein er schwamm, das Hütlein wie ein Segel in der Hand, zu dem Kahne, der in der Mitte des See's sich herumtrieb; rasch schwang er sich hinein und steuerte dem Ufer zu, wo er das Hütlein Julianen überreichte.

""Ei Hans, du hast deine Sache recht gut gemacht,"" sprach die Gouvernante; ""wie schön du schwimmen kannst!"" Juliane dankte so freundlich, als sie nur konnte, und beschenkte ihn mit ihrem Antheile von dem Backwerke. Neid und Widerwille regten sich aber in meiner Brust; der Bauernknabe konnte, was der Junker, der Sohn des Gutsherrn nicht gelernt

hatte! ich fühlte mich beschämt und schwur mir in der Stille, sobald als möglich schwimmen zu lernen. —

„Ich äußerte meinen Entschluß vor meiner Mutter und diese war zu einsichtsvoll, als daß sie ihn mißbilligt hätte; — nur wünschte sie, daß ich unter der Leitung eines tüchtigen Schwimmmeisters diese Kunst lernen möchte; allein von unsern Bedienten konnte keiner schwimmen, nicht einmal der Jäger, und es blieb mir nichts andres übrig, als zu Hans in die Schule zu gehen, und bei ihm, dem besten Schwimmer, das Schwimmen zu lernen. Hans lehrte es mich gerne, und durch seinen Eifer konnte ich schon in vier Wochen so ziemlich schwimmen. Diese Kunst war mir auf meinen Reisen und Feldzügen von großem Nutzen; ich rettete vor fünfzehn Jahren meinem Schwiegervater und deiner Mutter, welche durch die Nachläßigkeit der Kutscher in den Main gestürzt waren, das Leben; dieß große Glück, zwei uns so theure Leben zu erhalten, wem verdanke ich es, Rudolf?"

„Offenbar deiner Schwimmkunst, Vater," antwortete dieser.

„Recht, mein Sohn; allein wer lehrte deinen Vater schwimmen?"

„Hans lehrte es dich;" versetzte mit einiger Beschämung Rudolf.

„Ja, Hans, dieser unwissende, verachtete Bauernknabe, lehrte deinen Vater eine Kunst, welche ihm höchst nützlich ward und durch die er zwei Menschen vom Tode errettete. Merke dir das Rudolf, und blicke wegen deiner Geburt und deinen größern Kenntnissen nicht mit Hochmuth und Verachtung auf die Niedern und Ungebildeten; vielleicht weiß Mancher mehr als du

glaubst; vielleicht hat gar Mancher größere Talente als dir gegeben sind; kannst du auch sonst nichts von ihnen lernen — Eines kannst du gewiß von ihnen lernen: die Demuth und die Ehrfurcht gegen ihre Vorgesetzte — und diese Demuth, diese Ehrfurcht empfehle ich dir um so mehr, als Stolz und Hoffart auf Reichthum und Rang zur Trägheit, zum Ungehorsam und zur Verachtung des Mitmenschen verleiten, und daher eine reiche Quelle des größten Unglückes für Zeit und Ewigkeit werden.

„Ich werde durchaus nicht dulden, daß Hochmuth und Aufgeblasenheit jetzt schon in deinem jungen Herzen Wurzel fassen, und es verderben; ich werde strenge über dein Betragen gegen die Bedienten und Spielkameraden wachen; ich werde es strenge ahnden, wenn du sie nochmals mit Stolz und wegwerfendem Hochmuth, nach deiner Laune oder gar mit Ungerechtigkeit behandeln solltest.“ —

Rudolf hatte genug gehört; beschämt schlich er sich fort; des Vaters kräftige Worte waren in sein Herz gedrungen, und er betrug sich gegen seine Spielkameraden mit weniger Stolz und mit größerer Billigkeit; Graf Theodor freute sich hierüber; als daher nach einigen Tagen Rudolf ihn bat, er möge ihm doch erzählen, auf welche Weise Hans ihm und der Tante das Leben gerettet hätte, war dieser sogleich bereit, und begann:

## II.

„Ungefähr ein Vierteljahr nach dem Vorfall auf dem See reiseten Vater und Mutter von Wellenberg Geschäfte halber nach der Hauptstadt, und ließen mich

und Julianen unter der Aufsicht des Hofmeisters und der Gouvernante zurück; mein Hofmeister war bejahrt und zu weiten Ausflügen hatte er weder die Lust, noch auch die körperlichen Kräfte; deßhalb behielt er mich lieber zu Hause und gestattete mir nur dann ohne seine Begleitung auszugehen, wenn der Schullehrer, der Pfarrer, oder Julianens Gouvernante mich beaufsichtigten.

„An einem heißen Augusttage begleitete ich Julianen und ihre Gouvernante auf einem Spaziergang in das benachbarte Gehölz; es war ein herrlicher Abend und unter scherzhaften Gesprächen kamen wir immer tiefer in den Wald; bei einem anmuthigen Hügel angelangt, wo eine Moosbank sich befand, ruhten wir etwas aus, und die Gouvernante, nicht mehr jung und von der Hitze und dem Gehen ermüdet, schlief nach und nach auf der weichen Moosdecke ein; wir Kinder hatten eben nicht Lust, sie aufzuwecken, sondern ihr ein recht gesegnetes Schläflein wünschend, standen wir auf, und suchten Erdbeeren, um damit unsern Durst zu stillen; nur wenige fanden wir; allein aus einigen Büschen strahlten uns schöne große dunkelrothe Beeren entgegen; Juliane griff unbesonnen und sorglos zu, verkostete die Beeren und fand sie schmackhaft; ich folgte mit gleicher Unbesonnenheit ihrem Beispiele, und aß von den Beeren.

„Wir waren noch im Essen begriffen, da kam auf einem ganz nahe gelegenen Feldwege Hans mit einem Topfe auf dem Haupte, ein ländliches Lied singend, herangeschritten. „„Um Gotteswillen, gnädiger Herr Junker Theodor und gnädiges Fräulein Juliane, was eßt Ihr da?““ rief er ganz erschrocken, „„das

sind ja Wolfskirschen und ihre Beeren sind giftig; wie seyd ihr doch darauf gekommen?""

„Bei diesen Worten erblaßten Juliane und ich vor Schreck und Todesangst. Juliane brach in ein lautes Jammergeschrei aus, und rief: „„Ich muß sterben, sterben muß ich! ach wozu hat mich meine Naschlust verführt!"" Ich rang verzweifelnd die Hände und lief zu der Gouvernante, ihr das entsetzliche Unglück zu verkündigen; welch' ein Erwachen für sie! Vor Schreck und Angst stand sie anfänglich ganz starr, bis sie die ganze Größe des Unglückes erkennend, in trostloses Jammern sich ergoß, den Tag ihrer Geburt verwünschte, und sich ihrer Nachläßigkeit halber als unsere Mörderin anklagte. — „„Nur geschwind, meine Kinder nach Hause und zu dem Arzte!"" rief sie, und faßte unsere Hände, als wollte sie uns nach dem Schlosse tragen; kaum waren wir jedoch unter Weinen, Jammern und Beten einige hundert Schritte gelaufen so sank die Gouvernante von Angst und der ungewohnten Eile erschöpft zu Boden und konnte nicht mehr fort; wir klagten und rangen trostlos die Hände, während die Gouvernante verzweifelnd dalag.

„Da nahete sich uns Hans mit betrübter theilnehmender Miene: „„Nur nicht verzagt,"" tröstete er, „„gegen das Gift, hörte ich öfters sagen, ist es sehr gut, Milch zu trinken, und ich habe gerade für meine Mutter eine geholt. Nur frisch getrunken!"" Du kannst denken, mit welcher Begierde wir tranken; die gänzlich niedergeschlagene Gouvernante faßte jetzt mit uns einigen Muth und ermunterte uns, ja recht fleißig zu trinken; der Topf, der eben nicht klein war, wurde also bald geleert; Hans bat uns jetzt, mit ihm zu der Hütte

seiner alten Großmutter zu gehen, wo er für Milch schon sorgen wolle; es war nur eine halbe Viertelstunde dahin, und die alte Frau hatte den größten Jammer und das innigste Mitleid mit uns; Hans rieth jetzt auch Oel zu trinken und ein heilsames Erbrechen dadurch zu bewirken; seine Mittel hatten den beabsichtigten Erfolg; wir fühlten uns bald erleichtert; wir hofften nun auf Rettung um so mehr, als Hans unsere weitere Pflege der Großmutter überließ und sich eiligst auf die Füße machte, um nach dem Schlosse zu laufen, und einen Arzt und Wagen herbeizuholen. —

„Nach zwei langen Stunden kam der Wagen mit dem Arzte, der erst aufgesucht werden mußte, und dem Hofmeister angefahren; er überzeugte sich von der Größe der Gefahr, in die wir durch unsere Unvorsichtigkeit und Naschlust gekommen waren, und gestand offen, daß wir ohne Hans und seine hilfreichen Mittel verloren gewesen wären; bis zu seiner Ankunft würde das Gift der Wolfskirschen, deren wir nicht wenige gegessen, in unserm Innern die fürchterlichste Verheerung angerichtet haben; Hans sey der Retter unsers Lebens!

„Du kannst denken, mit welchen Lobeserhebungen und Dankesbezeugungen Hans überschüttet wurde; ich vergaß ganz meine Würde als Junker, und umarmte — zum erstenmale in meinem Leben — den Bauernknaben mit aufrichtiger Herzlichkeit; Juliane zog ihr goldenes Ringlein vom Finger und wollte es ihm schenken, was aber Hans auf Befehl der Großmutter nicht annahm; die Gouvernante küßte in dem Uebermaße ihres Entzückens uns gerettet zu sehen, ihm sogar die Hand, und nannte ihn ihren rettenden Engel vom

Himmel; auch der Hofmeister und der Arzt belobten ihn, so daß Hans zuletzt gar nicht wußte, wie ihm geschah, und er sehr naiv erklärte, er verstände gar nicht, wie man damit so viel Aufhebens machen könnte; er habe dem Steffel bei dem Buschbauern auch mit Milch und Oel von dem Gifte der Wolfskirschen geholfen; dieser hätte ihm die Hand gegeben und gesagt: „„Hans, Gott vergelt es!““ und damit sey Alles abgethan gewesen. —

„Der Arzt ließ uns so schnell als möglich nach dem Schlosse bringen, wo er uns in wenigen Tagen wieder vollkommen herstellte; übrigens wurde der ganze Vorfall verheimlicht, und auch Hans und seine Großmutter versprachen Verschwiegenheit; dieß geschah der Gouvernante zu Liebe, die einen strengen Verweis, ja vielleicht sogar die Entlassung von Seite meiner Eltern zu fürchten hatte.

„Von dieser Zeit lernte ich anders denken; unsere Gouvernante verstand drei Sprachen; sie konnte die Wolfskirsche auf französisch, auf englisch und italienisch nennen — allein sie hatte in ihrem Leben keine gesehen, obwohl sie eine ausgezeichnete Blumenmacherin war; sie hatte ausgebreitete Kenntnisse in der Geschichte und Dichtkunst; allein mit allen diesen schönen Kenntnissen wären wir an dem Gifte der Wolfskirschen gestorben, hätte uns nicht der unwissende Hans gerettet; — seine Wissenschaft war uns in diesem Augenblicke von größerm Werthe und ungleich besserm Nutzen, als alle eingebildete Weisheit, auf die wir doch alle so stolz sind. Ich muß leider noch beifügen, daß Hans von den versprochenen Belohnungen wenig oder vielmehr gar nichts erhielt; denn wider Erwarten schnell ließen

uns die Eltern zu sich nach der Hauptstadt kommen, dort blieben wir den Herbst und Winter über; als wir das Frühjahr nach Wellenberg zurückkehrten, fanden wir unsern Retter nicht mehr; seine alte Großmutter war gestorben, und Hans, der hörte, daß in Schlesien nahe Verwandte von ihr wohnten, war plötzlich verschwunden und hatte sich wahrscheinlich dahin gewandt. Es schmerzte mich und die Uebrigen alle, daß wir die heilige Pflicht der Dankbarkeit an ihm nur in so geringem Maaße hatten üben können; doch glaube ich, Gott, der keine gute That unbelohnt läßt, wird sie statt unser erfüllt haben.

„Sieh Rudolf, das ist die Geschichte, wie mich und deine Tante ein armer, verachteter Knabe von einem qualvollen Tode errettet hat; lerne hieraus, daß jeder, auch der geringste und unwissendste deiner Mitbrüder dir nützlich werden kann; erinnere dich an die schöne Fabel Aesops, wo eine dankbare schwache Maus den in Netzen verstrickten König der Thiere, den starken und mächtigen Löwen, durch ihr scharfes Gebiß befreit hat; du gehörst weder zu den Königen, noch deine Kameraden und Grundholden zu den kleinen schwächlichen Mäusen, sondern beide seyd ihr Menschen und auf gleiche Weise Ebenbilder Gottes, vor dem kein Ansehen der Person gilt und vor welchem wir einst Alle gleich seyn werden; erinnere dich, daß der Hoffärtige von ihm gedemüthigt und nur der Demüthige vor ihm Gefallen, Erhörung und Erhöhung findet.“ —

Diese Erzählung und des Vaters Lehre und Beispiel machten auf Rudolfs Gemüth den tiefsten Eindruck; sein Hochmuth und seine Herrschsucht, welche ihn so oft zu Ungerechtigkeit gegen seine Umgebung

verleitet hatten, verschwanden und machten einem freundlichen gefälligen Betragen gegen Jedermann Platz: binnen eines Jahres war Rudolf so umgeändert, daß Niemand in dem sanften bescheidenen Knaben das frühere stolze und heftige Gemüth erkannt hätte; deßhalb liebten und schätzten ihn Alle, welche mit ihm in Berührung kamen; seine Spielkameraden, ehemals so rauh und hochmüthig von ihm behandelt, konnten seine Güte und Milde nicht genug rühmen und hingen ihm jetzt mit Leib und Seele an, und Wellenbergs Bewohner freuten sich, daß auf einen so edlen Vater ein eben so guter Sohn folgen und ihnen ein gütiger, weiser Herr werden würde. —

## III.

Die unaufhörlichen Kriege und Graf Theodors wichtige Stellung im Staate waren Ursache, daß er und seine Familie nur äußerst selten nach Wellenberg kommen konnten. Rudolf setzte unterdessen seine Studien mit Eifer und gutem Erfolge fort, und trat, um in jenen kriegerischen Zeiten eine heilige Pflicht gegen sein Vaterland zu erfüllen, als Lieutenant in ein leichtes Reiterregiment; höchst angenehm überraschte es ihn, als er in seiner Eskadron einen seiner ehemaligen Spielkameraden, Michel, antraf, der darin als Wachtmeister diente und schon zwei Feldzüge mitgemacht hatte; auch Michel bezeigte eine herzliche Freude, nach so vielen Jahren seinen guten Junker wieder zu sehen, und bot ihm mit größtem Eifer seine Dienste an. Rudolf hatte jetzt Gelegenheit, sich von der Wahrheit des väterlichen Ausspruches zu überzeugen, daß gar oft der Höhere und Gebildetere von dem Niedern

und Ungebildetern lernen könne; obgleich theoretisch in seinen Diensteßverrichtungen gut bewandert, so fehlte ihm doch die Uebung, die eigentlich den Meister macht, und hier war ihm Michels Erfahrung und richtiger praktischer Blick von großem Nutzen; ihm hauptsächlich hatte er es zu danken, daß er sich in kurzer Zeit mit allen Diensteßverrichtungen auf das Genaueste bekannt machte, und bald seinen Dienst so genau und pünktlich wie der älteste Offizier des Regiments verrichten konnte. —

Es brach Krieg aus, und Rudolfs Regiment mußte mit den französischen und andern deutschen Truppen nach Preußen und Schlesien ziehen; hier erfuhr Rudolf, was ein treues anhängliches Herz werth ist; in Schlachten und Gefechten drängte sich Michel stets um ihn und entriß ihn mehr als einmal der Gefangenschaft und dem Tode; oft litten die Reiter Hunger und Durst; allein so lange der Wachtmeister Michel nur einen Bissen Brod und einen Tropfen in der Feldflasche hatte, so theilte er ihn redlich mit Rudolf, der hierüber gerührt, gar oft ausrief: „So viel Güte habe ich nicht um Dich verdient! aber bei Gott, komme ich lebendig aus diesem Kriege nach Hause, so will ich es Dir ewig gedenken und Dir Alles nach Kräften vergelten.“

Bald nach einer großen gewonnenen Schlacht wurde Rudolf mit einer Abtheilung Reiter zur Auftreibung von Lebensmitteln, woran das Heer großen Mangel litt, abgesendet; er hatte einen reichen Vorrath davon gesammelt und wollte sich eben auf den Rückmarsch begeben, als er von einer dreifachen Ueberzahl überfallen wurde; der Kampf war kurz und blutig; die meisten

von Rudolfs Reitern wurden niedergehauen; in seiner muthvollen Vertheidigung sank der treue Michel schwer verwundet vom Pferde; Rudolf schlug sich mit Wunden bedeckt durch, und nur durch die unermüdliche Schnelligkeit seines vortrefflichen Pferdes gelang es ihm, seinen Verfolgern zu entrinnen. Es war Abend geworden, die Nacht brach herein; seine Wunden schmerzten ihn, ein heftiger Durst vermehrte seine Leiden, zu allem Unglücke stürzte sein schwer verwundetes Pferd todt zu Boden; mühsam schleppte er sich in der öden, waldigen Gegend weiter; da kam er zu einer Mühle; sein Zustand ließ ihm keine Wahl; er mußte in der Mühle ein Obdach und einige Pflege für seine Wunden suchen, auch auf die Gefahr hin gefangen zu werden, wollte er nicht in der kalten Nacht hier zu Grunde gehen. —

Das Gebell der Kettenhunde hatte ihn bereits verrathen; ein großer, starker Mann, einen schweren, eisenbeschlagenen Stock in der Hand, trat heraus und erblickte den Verwundeten. „Wer seyd Ihr? was wollt Ihr hier?" war seine Frage.

„Ich bin ein verwundeter, verirrter Offizier und bitte Euch, mir ein Nachtquartier und einen Trunk Wasser gegen gute Belohnung zu geben."

„Ihr gehört zu den Feinden? läugnet es nicht, schon Euere Sprache verräth Euch!"

„Ich bin ein b—scher Offizier; ich hoffe, Ihr werdet bei einem Verwundeten keinen Unterschied zwischen Feind und Freund machen."

„Ein B—er seyd Ihr? so seyd mir willkommen; ich bin ein Landsmann von Euch und will Euch gerne

beistehen, so gut ich es vermag; doch aus welcher Gegend seyd Ihr?"

Rudolf nannte Wellenberg, seinen Namen und Stand; der Müller aber schüttelte ihm kräftig und hocherfreut die Hand.

„Jetzt heiße ich Euch doppelt und dreifach willkommen, Herr Graf, ich kenne Euere edle Familie recht gut; Graf Theodor, Euer Vater, war mein Herr; denn auch ich bin aus Wellenberg zu Hause." —

Jetzt erfuhr der erstaunte Rudolf, daß der Müller — Hans sey, derselbe Hans, welcher seinen Vater einst schwimmen gelehrt, und ihm und Tante Julianen das Leben gerettet hatte. Nach dem Tode seiner Großmutter hatte er seine Verwandte in Schlesien aufgesucht, und bei ihnen eine gastliche Aufnahme gefunden; einer seiner Verwandten, ein Müller, hatte ihm nach seinem Tode die Mühle hinterlassen, auf der er nun mit Weib und Kindern hausete, als Rudolf zu ihm kam. „Und Ihr," rief tiefbewegt nun Rudolf aus, „die Ihr bereits dem Vater das Leben gerettet habt, wollt auch seinen einzigen Sohn vom Verschmachten erretten?" „Das will ich gerne, wenn Gott seinen Segen gibt," war des Müllers Antwort; „Gottes Wege sind wunderbar; Euere Großeltern und Euer Vater, Graf Theodor, haben meiner alten Ahnfrau und mir gar viele Gutthaten erwiesen, und ich habe sie nicht vergessen; wie freut es mich, daß ich zum Theil wenigstens vergelten kann!" Er faßte jetzt Rudolf unter den Arm und führte ihn hinein in die Mühle. „Es ist keine Zeit zu verlieren," fuhr er fort; „Euere Wunden brauchen Verband und die Preußen verfolgen Euch; sie dürfen uns nicht überraschen."

Rudolf, durch Hansens Treue bewacht, blieb sicher; seine Wunden, welche Barbara, die gute Frau des Müllers verband, wurden durch einen Arzt, dessen Verschwiegenheit der Müller theuer erkaufte, in der Folge vollständig geheilt. — Welche Freude für Hans, in dessen Herzen die Liebe zu seinem Vaterlande und zu seiner ehemaligen Gutsherrschaft mit ungeschwächter Treue fortgelebt hatte, Rudolf gerettet zu sehen!

Bald nach Rudolfs Genesung, den der Müller eben so gut als glücklich fortwährend verborgen gehalten, wurde der Friede zu Tilsit abgeschlossen, und Rudolfs Rückkehr in die Heimath standen keine Hindernisse mehr entgegen. Mit tiefer Rührung und herzlichem Danke schied nun Rudolf von dem Müller und seiner Frau; allein der Müller ließ es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten. „Es ist jetzt Friede und die Gefahr vorbei,“ meinte er, „schon längst wollte ich meine liebe Heimath besuchen; laßt mich mit Euch reisen.“

Glücklich erreichten sie die Heimath; in Wellenberg sah Rudolf den Vater nach langer Abwesenheit wieder; welche Freude für Graf Theodor, den todtgeglaubten Sohn wieder in seine Arme zu schließen und in seinem Retter — den biedern Hans zu finden, der auch ihm das Leben erhalten. Es war für Alle und für ganz Wellenberg ein Tag der reinsten Freude, und diese Freude wurde für Rudolf auch durch die Nachricht erhöht, daß auch sein treuer Michel noch lebe und nach Heilung seiner Wunden nach Wellenberg kommen werde.

Am Abende dieses fröhlichen Tages sprach Graf Theodor zu seinem Sohne: „Es sind jetzt bald zwölf

Jahre, daß ich erzählte, wie mir Hans das Leben errettet; du konntest es nicht glauben, und jetzt Rudolf mußte derselbe Hans in der Hand der Vorsehung das Werkzeug werden, dich zu retten! wer hätte dieß gedacht!"

„Ja Gottes Wege sind wunderbar," erwiederte tiefbewegt Rudolf; „Ihm sey Ehre und Dank."

„Und auch dem biedern Hans und dem treuen Michel," fügte Graf Theodor bei.

---

## 5.

## Der Knabe Inigo.

Mag immer auch der Kleinmuth zagen, —
Nach Sturm und Nacht wird's wieder tagen.

### I.

Fünf Jahre lang hatte Kaiser Napoleon den hartnäckigsten, blutigsten Streit mit dem spanischen Volke gekämpft. Oft geschlagen im freien Felde von der Kriegszucht und Feldherrnkunst der Franzosen, doch nie entmuthigt, kämpften die Spanier voll Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und auf den Segen des Himmels mit jener Beharrlichkeit, die zum Sprichworte geworden ist. Neue Schaaren, neue Feldherren sandte Napoleon über die Pyrenäen, um das Unglück der vorigen gut zu machen; umsonst, der Zorn des gekränkten Volkes entbrannte um so heftiger, sein Widerstand ward um so wüthender, je mehr Napoleon und sein eingedrungener Bruder Joseph sich

mühten, das kräftige Volk dem ungerechten Zwange zu unterwerfen. Von England und Wellington trefflich unterstützt, hatten die Spanier auch in diesem Jahre mit Ruhm und im Ganzen mit Glück gestritten.

Auch Deutsche hatte Napoleon, der gebieterische Protektor des Rheinbundes, zum Kampfe gegen das unbezwingliche Volk gerufen; ungern und unmuthig, doch die eigene Ueberzeugung der Pflicht aufopfernd, waren die deutschen Krieger gegen dieß Volk gezogen, das dem ihrigen zum Theil blutsverwandt war, und ihnen im Kampfe gegen fremde Unterdrückung und Uebermacht ein so glorreiches Beispiel von Muth und Liebe für König und Vaterland darbot. Doch die Noth gebot; folgsam, das bittere Gefühl mühsam niederkämpfend, zogen viele Tausend tapfere Deutsche über die Pyrenäen. Unter ihnen diente Rudolf, der einzige Sohn einer guten Mutter, die auf seine Erziehung alle Liebe und Sorge verwendet hatte. Nicht so fast Neigung, als Mangel an Vermögen und die in jener Zeit so schwer lastende Conscription hatten ihn zum Waffenhandwerk bestimmt; in drei Feldzügen hatte er sich durch Muth und Einsicht bis zum Oberlieutenant geschwungen, und ein Ehrenkreuz schmückte bereits seine tapfere Brust, eine Narbe seine schöne Stirne. Mitten unter den blutigen Gräueln jenes, von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführten Krieges hatte er mehr als irgend ein anderer seiner Kampfgenossen Herz und Hand rein gehalten von jeder Härte und Frevelthat; noch lebte wie sonst in seinem Gemüthe jene Weichheit und zarte Gutmüthigkeit des Gefühls, die alle Lagen und Verhältnisse des Menschen schonend berücksichtigend, gerade in dem Stande am liebens-

würdigsten ist, wo schonungslose, rauhe Biederkeit, öfter noch Wildheit und kränkende Gewalt zu finden ist. So tapfer in der Schlacht gegen den kämpfenden Feind, so mild und gut war er gegen den Besiegten; den Schwachen und Schutzlosen war er ein getreuer Helfer, der überall dem Elende und dem Frevel des Krieges zu steuern suchte. Diese menschlichen Gefühle, die sein edles Herz durchglühten, suchte er auch seinen Untergebenen einzuflößen, und wenn andere Heeresabtheilungen unter den Flüchen und Verwünschungen der grausam behandelten Spanier abzogen, so war es dagegen Rudolfs kleine Schaar, welcher der Dank und der Segen der Bewohner nachfolgte.

Bald nach der für die französischen Waffen so unglücklichen Schlacht bei Salamanca erhielt Rudolf, zum Hauptmanne befördert, den Befehl, einen tief im Gebirge gelegenen Thurm zu nehmen, welcher bisher den Guerilla's zum Schlupfwinkel gedient hatte. Mit gewohnter Einsicht und Tapferkeit, wenn auch nicht ohne Verlust, vollzog er seinen Auftrag, und beobachtete von diesem Thurme aus die weitern Unternehmungen der Guerilla's, deren Kühnheit und Verwegenheit mit jedem Tage höher stieg, und die selbst den Thurm in nächtlichen Ueberfällen wieder zu nehmen mehrmals versucht hatten.

In einer jener in Spanien so wunderherrlichen Mondnächten, die von den Guerilla's öfter zu Ueberfällen benützt wurden, wagte sich Rudolf, begleitet von einem seiner Unteroffiziere, weiter als gewöhnlich über die Postenlinie hinaus, bis zu einem kleinen mit Gebüsch bewachsenen Hügel. Leise, rührende Klagetöne, mit Seufzern untermischt, dann tröstende Worte

schallten ihnen entgegen. „Was mag das seyn?“ rief Rudolf befremdet und stand still, „eine List der Guerilla's?“ „Laßt uns auf der Hut seyn, Herr Hauptmann,“ warnte Barthel, sein Begleiter, „es steckt gewiß eine ganze Bande von den Galgenvögeln in dem Busch; es ist nicht zu trauen, sie haben es faustdick hinter den Ohren, und unser sind nur zwei.“

„Still,“ befahl Rudolf, und horchte gespannt; rührender als je begannen jetzt auf's Neue die Klagetöne. „Gewiß, das sind keine Guerilla's, das sind Verunglückte!“ „Spitzbuben sind's und Buschmänner, Herr Hauptmann, seht, seht, es rührt sich jetzt im Busche, sie werden gleich über uns herfallen, wenn wir uns nicht bei Zeiten davon machen!“

„Geduld,“ mahnte der Hauptmann, und schaute unverwandt auf den Busch, aus dem jetzt zwei Gestalten traten; die eine konnte ihrem Anzug nach eine Frau seyn, und wankte langsam, sichtbar ermüdet und erschöpft am Arme eines kleinen Knaben, der mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte sie vorsichtig vorwärts zu leiten bemüht war.

„Ruhig, ruhig,“ sprach der Hauptmann jetzt zu Barthel, der die beiden Wanderer schon von Weitem anschreien wollte; „laß uns hinter diesen Baum treten und sie ungesehen beobachten; sie scheinen mir nicht gefährlich zu seyn; sie können uns nicht entrinnen, sie werden gleich in unserer Nähe seyn.“

Die beiden Fremden schritten vorwärts, doch nur mit jener Langsamkeit, welche die höchste Erschöpfung verrieth; öfters mußte die Frau stille halten; sie setzte sich dann auf den kahlen Felsenboden, und Worte und Töne des Schmerzes kamen dann über ihre bleichen

Lippen. Der Kleine führte sie mit höchster Vorsicht, und suchte sie mit zärtlicher Liebe zu trösten und zu ermuntern. So kamen sie ganz in die Nähe des Baumes, hinter welchem sich Barthel und Rudolf verborgen hielten. „Inigo," sprach jetzt die Frau mit schwacher Stimme, „ich muß mich wieder setzen, ich kann nicht weiter, ich bin müde bis zum Tod." „Setze dich nur, liebste Mutter, und ruhe aus," antwortete der Knabe bekümmert, und half ihr niedersetzen; „tröste dich nur eine kleine Viertelstunde und wir sind am Ziele. Sieh, dort glänzt der Thurm im Mondlicht; dort finden wir Ruhe und Erquickung, dort sind unsere Freunde, unsere Landsleute." „Ja," sprach die Frau dumpf vor sich hin, „bald werde ich Ruhe finden, bald werde ich seyn bei meinen Freunden im Grabe." „Mutter, Mutter!" seufzte der Knabe. „Inigo," fuhr die Frau fort, „mich hungert! hast du nichts zu essen?" „O Mutter, Mutter!" rief dieser im tiefsten Schmerz, „ich habe nichts! o daß doch mein Fleisch zu Brod würde, dich zu nähren! Vater im Himmel!" flehte er, und fiel auf die müden Kniee, „Vater, sende meiner Mutter Speise! ich will ja gerne hungern!" „Inigo, kein Krümmlein Brod?" fragte sie auf das Neue leise, „wenn du nichts zu essen hast, hast du vielleicht zu trinken?" Der Knabe verstummte im tiefsten Schmerz, rang die Hände und sah zum Himmel! Die Frau aber seufzte auf. „Hagar und Ismael!" sagte sie still vor sich hin; sie senkte ihr müdes Haupt, ihre Augen schlossen sich.

Da trat Rudolf, erschüttert durch diese Scene des Jammers, hervor und auf den Knaben zu, der vor der Mutter knieend, ihre Hände in den seinen haltend,

ihr ängstlich voll Kummer und Liebe in's bleiche Antlitz schaute. „Bedürft ihr meine Hilfe, ihr Armen?" sagte er sanft in spanischer Sprache, die er sich während seines vierjährigen Aufenthaltes in Spanien angeeignet hatte, und legte die Hand freundlich auf die Schulter des Knaben, der in Angst und Schmerz versunken, seine Frage nicht gehört hatte. Da wandte dieser sich um und fuhr erschrocken zusammen beim Anblick des feindlichen Kriegers. „Fürchte dich nicht," sprach Rudolf zu dem schüchternen Knaben, „fürchte dich nicht, ich will euch helfen, so gut ich kann." Da umfaßte dieser in höchster Freude die Kniee des Hauptmanns. „O so habt Barmherzigkeit, rettet meine kranke, verschmachtende Mutter, wir haben seit zwei Tagen nichts genossen!"

„Großer Gott," rief tieferschüttert Rudolf, nahm schnell Barthels Feldflasche, und flößte der halbohnmächtigen Spanierin Wein ein. Sie erholte sich wieder und schaute verwundert bald auf Inigo, bald auf die beiden fremden Männer. „Mutter, Mutter!" rief freudig das gute Söhnlein: „Gott, der barmherzige Gott, hat uns Helfer geschickt; wir werden gesättigt werden, wir werden zu essen und zu trinken bekommen, tröste dich!" „Wer will uns helfen, Inigo," sprach die Spanierin und schaute umher; „sind dieß unsere Helfer, sind es Landsleute?" „Nein," erwiederte Rudolf freundlich, „wir sind keine Spanier, doch sind wir Menschen, ehren das Unglück und helfen gern, wo wir immer helfen können; darum vertraut uns, erhebt euch, gebt mir euren Arm, ich will euch führen bis zu dem Thurme hin." „Ich kann nicht," seufzte die Spanierin, „ich kann nicht," und sank ermattet zurück.

Inigo jammerte; doch der Hauptmann, jung und kräftig, nahm sie mit leichter Mühe auf seinen Arm; Barthel und Inigo, der jetzt an Leib und Seele gestärkt war, und kein Auge von der lieben Mutter verwandte, folgte ihnen.

## II.

Die Soldaten mochten nicht wenig erstaunen, als ihr Hauptmann mit den beiden Fremden an den Thurm zurückkam. Sogleich ließ Rudolf Alles aufbieten, um der Kranken schnelle und wirksame Hilfe zu leisten. Er selber legte, von Inigo's kindlicher Liebe unterstützt, sie auf sein ärmliches, doch reinliches Lager; er ließ Wein wärmen, um die erschlafften Lebensgeister der Kranken wieder zu stärken. Nach und nach schien sie sich wieder zu erholen und aus ihrer Bewußtlosigkeit aufzuwachen. Dankende Blicke der Frau fielen von Zeit zu Zeit auf Rudolf und diejenigen Soldaten, die ihr so eifrig beizustehen bemüht waren; sie sank zuletzt in einen ruhigen, tiefen Schlummer. Inigo, mit Speise und Trank erquickt, wollte die geliebte Mutter bewachen, doch wider Willen von der allzugroßen Müdigkeit überwältigt, schloß auch seine Augen ein erquickender Schlaf.

Rudolf hatte nun Zeit, die beiden Fremdlinge näher zu betrachten. Die Spanierin, noch in der Mitte des Lebens stehend, hatte ein schönes, edelgeformtes Gesicht, das aber sichtbar von Kummer, Leiden und harten Entbehrungen abgemagert war. Ihr Anzug, obwohl an gar vielen Stellen zerrissen und geflickt, zeugte von keinem geringen Stande, ihre Sprache, ihre Haltung und ihr ganzes Benehmen gegen Rudolf

und die Soldaten von der Bildung und der Würde eines höheren Geschlechts. Am meisten weilten seine Blicke auf Inigo's bleichem und lieblichen Antlitz. Lichtbraune Löcklein ringelten sich um die Stirne und fielen bis auf die Schultern herab; seine schönen dunkeln Augen hoben sich öfters aus dem leisen Schlummer, und schauten in Liebe und Hoffnung glänzend auf die theuere Mutter hin, und schlossen sich dann wieder getrost; um seine Lippen spielte dann ein liebliches Lächeln, und über das ganze Antlitz zog sich ein wunderbar rührender Zug von Liebe und Wehmuth; seinen Leib umschloß ein graues, bis auf die Kniee reichendes Kleid, das um die Hüfte durch einen ledernen Gürtel befestigt war; ein Täschlein hing über seinen Schultern, ein Stöcklein lag zu seinen Füßen. Rudolfs Augen wurden feucht bei dem Anblick des lieblichen Knaben, der schon in so zarter Jugend im eigenen Vaterland der Noth und dem Elende preisgegeben war. Gern wollte er ja Alles für die Kranke thun; allein bei dem gänzlichen Mangel an dem Nöthigen konnte die Hilfe nur schwer und langsam, konnte die Hilfe nur von oben kommen.

Solche Gedanken wurden in Rudolfs Seele wach und ließen ihn nicht einschlafen. Rings um ihn, in dem tiefen, geräumigen Gemache, dem einzigen bewohnbaren des Thurms, ruhten seine Krieger, während draußen die Wachen in eintönigen Schritten still auf- und niedergingen; durch die kleinen Gitterfenster und die Schießscharten strahlte sanft und still das Silberlicht des Mondes und beschien das bleiche Antlitz der Kranken, deren Schlummer immer ängstlicher, deren Odem immer schwerer ward. Rudolf dachte hiebei

an die geliebte Mutter, die ferne von ihm in der theuren Heimath lebte, und rührender als je schwebte ihr Bild vor seinen Augen; es fiel ihm ein, wie leicht es möglich werden könnte, daß auch seine Mutter krank und verlassen wie diese Frau, zur Barmherzigkeit fremder Krieger Zuflucht nehmen müßte. Ihm ward es immer weicher, immer wehmüthiger um das Herz, er gelobte sich feierlich, die spanische Dame in ihrem Elende nicht zu verlassen, sondern ihr beizustehen nach Manneskraft.

Inigo, der zu den Füßen der Kranken schlummerte, erwachte jetzt, rieb sich die Aeuglein und betrachtete still die schlummernde Mutter; dann trat er zu dem Hauptmanne, der das Haupt auf den Tisch gelehnt, zu schlafen schien, und drückte sanft dessen Hand an die Lippen. „Was thust du, Inigo," rief freundlich Rudolf, und drückte ihm gerührt die Händlein, „warum willst du denn nimmer schlafen?" „Ach, mich läßt die Angst und die Freude, die Liebe und die Dankbarkeit nicht schlafen," antwortete der Knabe; „wie viel Dank, wie viel großen Dank sind wir dir nicht schuldig! Du hast meine Mutter, du hast mich errettet, du hast gehandelt nicht wie einer aus unsern Feinden, sondern wie ein guter Freund, du hast gehandelt, wie ein barmherziger Christ, das lohne dir Gott, der Herr, welcher uns Alle erlöset hat." „Still, still, lieber Knabe," sprach der Hauptmann; „das mußte ich thun, das war meine Pflicht; gern will ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, um dir und deiner Mutter zu helfen; doch du heißt Inigo, und deine Mutter?"

„Isabella," erwiederte der Knabe; „und was

hast denn du für einen Namen in der heiligen Taufe empfangen?“ fragte er zutraulich weiter. „Ich nenne mich Rudolf,“ antwortete freundlich der Hauptmann; „aber wie seyd ihr in diese wüste, menschenleere Gegend gerathen?“ „Ach,“ sprach der Knabe betrübt, „dieß ist eine traurige Geschichte, aber du sollst Alles erfahren, du wirst weinen müssen, wenn ich dir Alles erzähle; doch der Herr,“ fügte er demüthig hinzu, „hat uns dieß Leid geschickt, seine Milde sey gepriesen; er hat uns prüfen wollen; ich will ja gern Alles leiden um Christi willen, wenn er nur meine Mutter wieder besser werden läßt.“ Und mit kummervollen Blicken betrachtete er die Mutter, die bleich in schwerem, ängstlichen Schlummer dalag. „Wie gut ist es doch,“ fuhr der Knabe fort, „daß sie erst vor drei Tagen die heilige Beichte verrichtet und den allerheiligsten Leib des Herrn empfangen hat! Du glaubst nicht, Rudolf, wie leicht ihr und mir geworden ist! wo nähme man wohl hier einen Geistlichen her, sie zu stärken und zu trösten?“ „Sey guten Muthes,“ tröstete freundlich der Hauptmann, „noch bedarf es keinen, noch lebt sie ja, sie kann genesen.“ „O daß der Herr so wollte, daß er mir ließe die einzige Stütze meines Lebens! Was sollte aus mir werden, wenn auch sie mich verließe! O Mutter, Mutter,“ rief er, und überwältigt fast von der Angst einer schmerzhaften, unheilvollen Ahnung kniete er wieder hin, und betete leise am Bette der Mutter.

Da schlug Donna Isabella, die kranke Mutter, die Augen auf und schaute voll Liebe auf ihr Söhnlein. „Bete, bete, Inigo, mein Stündlein naht, wo mich der Herr will abrufen. Bete, Inigo, daß mein

Sterben leichter sey, als mein Leben!" „Mutter, Mutter, sprich nicht also!" rief im tiefsten Schmerze der Knabe, „du willst mich verlassen? du, nein, das will der Herr nicht, das kann er nicht wollen!" „Inigo," sprach die Mutter ernst, „Inigo, wo ist dein Glaube, wo ist dein Vertrauen und deine Demuth? O, daß ich dich mitnehmen dürfte, dich, meinen Inigo, du Söhnlein meiner Liebe! Doch der Herr gebeut, daß du leben und ich sterben soll; darum sey muthig, glaube nicht, daß du verlassen bist; der Herr wird dich beschützen und dir seine Engel senden."

„Herr Hauptmann," bat sie jetzt, und der nahende Tod schien ihr die ganze Kraft ihres Geistes wiederzugeben: „Herr Hauptmann! tretet näher und höret die Bitte einer Sterbenden!" Rudolf, erschüttert durch den rührenden Auftritt, nahte sich. „Euere Bitte ist Euch im voraus gewährt," sprach er; „denn ihr werdet nichts fordern, was Pflicht und Ehre verbieten." „Nein, gewiß nicht," erwiederte Isabella, und schaute ihm fest und mit durchdringenden Blicken in das edle Gesicht, das Mitleid und Rührung noch verschönerte. „Ja, es sind Euere Züge, Ihr seyd es, diese Narbe — Ihr sahet auch mich schon, dort zu Mesa da Ibor, wo mein Gatte Don Alonzo von der meuchelmörderischen Wuth seiner eigenen Landsleute getödtet wurde. Ja, Ihr waret es, der den Sterbenden erfrischet, seine Wunden verbandet, und nicht von ihm wichet, bis er gestorben war. O Alonzo!"

„Großer Gott!" rief Rudolf, „ja, auch ich erkenne Euch! Jammer und Elend! o unglückliche Donna!" „Ja, wohl unglücklich, doch mitten im Schmerzen sendet Euch Gott zu meinem Troste; aus

Euren Zügen spricht ein Menschenherz; Euch will ich, Euch darf ich das theuerste Kleinod meines Herzens anvertrauen. Seyd Ihr ein katholischer Christ?"

„Ich bin es," versetzte Rudolf überrascht. „So bin ich getröstet," fuhr Donna Isabella fort, „desto eher werdet Ihr die Bitte einer Sterbenden erhören, desto eher darf ich Euch mein liebstes und höchstes Gut auf Erden anvertrauen. Hört jetzt, um was ich Euch bitten will in dieser Stunde. Gerne will ich scheiden von dieser Erde, wo mir der Herr nur Leiden und Schmerzen zuzutheilen geruht hat; aber bitter und schrecklich ist es mir, diesen da, meinen Inigo, allein zu lassen in der Noth und dem Elende eines grausamen, alles Gute zerstörenden Krieges, — o ich bitte Euch bei Euerer Mutter, die Euch mit Schmerzen geboren und erzogen hat, und die ihr gewiß liebt, ich flehe Euch an — und sie faltete die bebenden Hände — ich flehe Euch an bei den Wunden und den Schmerzen Christi, der uns Alle erlöset hat, erbarmet Euch, erbarmet Euch über dieß Waislein, das ohne Vater und Mutter, ohne Bruder und Schwester, einsam unter grausamen Feinden und ausgearteten Freunden jetzt leben soll, erbarmet Euch, nehmt Euch seiner an, schützt es vor Noth und Elend, vor Bosheit und Verderbniß! Wollt Ihr es thun, edler Herr! wollt Ihr voll machen das Maaß Euerer Wohlthaten, und dem lebenden Sohne das werden, was Ihr dem sterbenden Vater und der sterbenden Mutter geworden seyd?"

„Ich will," versetzte der Hauptmann in tiefer Rührung, „Alles für Euren Sohn thun; ich will ihn speisen und kleiden, ich will ihn auferziehen, so gut es immer ein deutscher Soldat vermag!"

„So sey es Euch gedankt, gedankt wie ein Mutterherz nur immer danken kann; bald stehe ich vor Gottes Thron, ich will bitten für Euch, ich will bitten zuerst für Euere Seligkeit und dann erst für die meine; ich bin getröstet; Ihr seyd ein Deutscher von bewährtem Edelmuth, Euch lieb ich, Euch darf ich trauen; Ihr seyd nicht aus jener Franzosenbrut, die falsch und tückisch herfielen über unser Vaterland und Raub und Mord hereinbrachten und unsern Frieden zerstörten. O, daß Spanien das Grab der Eingedrungenen würde!" rief leidenschaftlich Isabella und sank erschöpft auf ihr Lager zurück.

„O Mutter, Mutter," bat Inigo in Thränen zerfließend, „scheide nicht in Haß und Zorn von dieser Welt, gehe nicht mit Haß und Zorn zum Vater der Liebe und Barmherzigkeit!"

„Schont Euch, edle Donna," ermahnte Rudolf, „Ihr seyd matt, ruht ein wenig aus!"

„Jetzt ist nicht die Zeit zur Ruhe und zur Schonung," sprach die Donna Isabella und erhob sich mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte: „Herr Hauptmann, ich habe Euer Wort, Ihr müßt es halten; ich werde einst deßhalb von Euch Rechenschaft fordern am Tage des Gerichtes; ich gebe Euch nichts Schlechtes und Geringes, Ihr werdet einst erfahren, was ich Euch für ein Kleinod, was ich Euch für eine himmlische Unschuld gegeben habe. Erzieht meinen Inigo zum katholischen Glauben; er allein macht selig; erzieht ihn zum Spanier, damit er für seinen König und für sein Vaterland lebe und sterbe. Seyd ihm Vater und Mutter, Bruder und Schwester! der Aermste hat ja Alles verloren! Und du, Inigo,"

fuhr sie fort, „ehre diesen Herrn als deinen Vater, sey ihm unterthänig in allen erlaubten Dingen, liebe ihn, wie du mich geliebt hast! Herr Hauptmann,“ bat sie und wandte ihr leuchtendes Auge auf ihn, „ich will nicht, daß Ihr schwöret, doch gebt mir Eure Hand!“ Rudolf gab sie ihr. „Seht diesen Ring; es ist mein Ehering, der mich 25 Jahre mit Don Alonzo verbunden hat,“ fuhr sie fort, streifte ihn mit äußerster Anstrengung vom welken Finger und schob ihn an Rudolfs Hand; „mit diesem Ringe verbinde ich Euch und Inigo wie Vater und Sohn, auf Tod und Leben miteinander; seht, wie das Gold dieses Ringes glänzet! aber sein Glanz brenne Euch, wie das Feuer der Hölle, wenn ihr eine Sterbende belogen habt; der Diamant da werde Euch zur Felsenlast und drücke Euch das Herz ab, wenn Ihr falsch an meinem Sohne handelt,“ rief Isabella mit aller Leidenschaft und der Angst einer sterbenden, spanischen Mutter. „Gott segne Euch, Gott schütze Euch hier und dort,“ betete sie und sank erschöpft zurück.

„O Mutter, Mutter,“ rief Inigo in Schmerz und Jammer vergehend, und rang die Händlein; „könnte ich doch mit dir sterben!“ Tief erschüttert durch die Worte der Sterbenden stand der Hauptmann, und betrachtete voll Mitleid und Rührung die beiden Leidenden.

„Bete, Inigo, bete,“ sprach Donna Isabella, „und stärke mich durch deinen Zuspruch, wenn der Todesengel naht, da der Herr mir den Beistand eines Priesters versagt hat!“ Weinend zog der Knabe ein Büchlein und einen Rosenkranz aus der Tasche, und betete voll Inbrunst mit seiner zarten, nur zu oft von Schluchzen und Weinen unterbrochenen Stimme. Die

Kranke schaute bald ihn, bald den Hauptmann voll Liebe und seliger Hoffnung an. Inigo gab ihr das Kreuz seines Rosenkranzes öfters zu küssen; sie konnte nimmer reden, nur durch Zeichen noch ihren Willen andeuten; sie ward immer schwächer und bleicher, ihr Odem kürzer; noch einmal schaute sie auf das Kreuz, dann auf Inigo und Rudolf, seufzte tief auf und verschied.

„Herr erbarme dich ihrer und meiner!“ rief Inigo jammernd, und beugte sich mit einem herzzerreißenden Schrei des tiefsten Wehes über die theure Leiche, küßte die bleichen Lippen und drückte die noch im Tode sanften Augen zu. Tröstend wollte sich ihm Rudolf nahen, und ihn durch freundliche Zusprache aufzuheitern suchen. Doch bittend wehrte ihm der Knabe ab und betete über die theuere Mutter hingebeugt, mit lautem Jammer, der Herr möchte sie aufnehmen in die Wohnungen des ewigen Friedens und der seligen Freude. Neben ihm knieete Rudolf, der seit langem nicht andächtigen Herzens gewesen, und seine Krieger, deren wohl gar viele, Jahre lang vielleicht, kein Vater unser gebetet hatten, durch Inigo's fromme, kindliche Liebe und das Beispiel ihres Hauptmanns erbaut, thaten dasselbe.

Lange und brünstig betete Inigo, dann erhob er sich und trat zu Rudolf hin. „Rudolf,“ sprach er sanft, „du hast die Hungerigen gespeiset, die Durstigen getränkt, die Kranken gepflegt, begrabe auch die Todten.“ „Laß das meine Sorge seyn,“ erwiederte tröstend der Hauptmann und drückte das Waislein gerührt an sein bewegtes Herz. Und er winkte seinen seinen Kriegern; bald war der Sarg gezimmert, bald

das Grab bereitet, die Todte aufzunehmen; die Soldaten trugen die Bahre; Inigo folgte, an seiner Seite Rudolf und die Andern. Es war ein erschütternder Anblick, als der Sarg hinabgesenkt ward in die kühle, feuchte Erde. Inigo, bleich wie die Todte selber, hob das weinende Auge bald zum Himmel, bald schaute er in die Tiefe, die sein Liebstes barg. „Daß sie doch ruhen könnte," seufzte er, „in geweihter Erde, in der Ahnengruft!"

„Inigo," sprach der Hauptmann, der allein bei dem Knaben geblieben, „Inigo, fasse dich, denke, der Herr hat es gewollt; du, so fromm und ergeben, wirst nicht klagen, daß deine Mutter statt den Leiden der Erde die Freuden des Himmels empfangen hat; der Herr ist ja barmherzig!"

„Ja," entgegnete der Knabe, der bisher still mit gefalteten Händen betend am Grabe der Mutter gekniеet war, „ja, Gott ist barmherzig; dieß ist mein Trost; doch Gott ist auch gerecht; wehre es mir nicht Rudolf, für die zu beten, die mich als Menschen geboren und meine liebe Mutter war." Rudolf entfernte sich schweigend; er wußte nicht, was er an dem Knaben mehr bewundern sollte, seine kindliche Liebe oder die hohe Unschuld und Frömmigkeit seines Herzens.

Als Inigo zurück kam, war er sichtbar erleichtert; Trost und Fassung sprachen aus seinen Zügen.

„Inigo," begann jetzt Rudolf, „Inigo, ein gar seltsames Geschick hat uns zusammengeführt und eng verbunden; ich soll für dich sorgen, wie ein Vater, und ich weiß nichts von dir, nichts von deiner Familie, nichts von deinen übrigen Verhältnissen."

„Rudolf," erwiederte der Knabe, „mein Name ist Inigo Saldez, mein Geburtsort ist Placentia, wo mein Vater, den Gott segnen wolle, Oberst im Dienste des Königs war. „Inigo," fuhr der Hauptmann fort, „ich will für dich sorgen, wie für mein eigenes Kind, doch bin ich Soldat, der Todesgefahr ausgesetzt jede Stunde, muß unstät wandern, Noth und Mangel leiden, du kannst bei mir nicht bleiben; lebt denn Niemand mehr von den Deinen?"

„Nein, Rudolf, Niemand lebt mehr von den Meinigen, zu dem ich gehen könnte; meinen Vater ermordeten die Spanier selber, weil er ihnen ein Josephinos zu seyn schien; der eine meiner Brüder fiel in Saragossa, den andern hingen die Franzosen auf, weil sie ihn für einen Spion hielten; meine einzige Schwester verbrannte im Kloster, das die Franzosen anzündeten; meine Mutter starb gestern, o ich habe Niemanden mehr!" klagte der Knabe schmerzhaft.

„Großer Gott!" rief auf das Tiefste erschüttert der Hauptmann, „du armes, unglückliches Kind! nein, Inigo, sage nicht, daß du Niemanden hast, du hast ja mich, du gehörst mein; ich will Alles, Alles thun, ich will Alles theilen mit dir, Leid und Freude! Es wird ja dieser unselige Krieg nicht ewig dauern, den schon oft mein deutsches Herz verflucht hat," und bewegt drückte er den Knaben an's Herz. Dieser schaute ihn getröstet an. „Ja, ich werde bei dir bleiben, Rudolf; ich will dir unterthänig seyn und dir dienen; du sollst keinen treueren Diener haben, als mich; der Herr wird dich segnen für Alles das, was du der Wittwe und dem Waislein gethan hast."

So lebten sie noch einige Tage in dem Thurme,

der für Rudolf und seine muthigen Krieger fast ein Thurm der Gefangenschaft war. Inigo brachte die meiste Zeit betend am Grabe der Mutter zu, und suchte Blumen, um mit Kränzen die Ruhestätte zu schmücken. „Rudolf," sagte er eines Abends zu seinem Freunde, „Rudolf, wenn meine Mutter doch ein Kreuz hätte! wie schön wäre dieß, sie ist ja als eine Bekennerin des Gekreuzigten gestorben!" Freundlich versprach es dieser. Und als Inigo des andern Morgens aufstand und das Grab besuchte, erblickte er das Kreuz, schön aus einer jungen, schlanken Eiche gezimmert, mit Laub und Waldblumen geschmückt. Welche Freude und Ueberraschung für Inigo's gefühlvolles Herz! wie dankte er dem guten Rudolf, der ihm durch seine Soldaten diese Freude, diesen Trost hatte bereiten lassen! —

## III.

Bald darauf erhielt Rudolf den Befehl, den Thurm zu verlassen und zu seiner Division zu stoßen, die sammt der ganzen französischen Armee den Rückzug gegen Madrid angetreten hatte. Alle freuten sich, die wüste, gefährliche Oede verlassen zu dürfen; nur Inigo wäre so gerne noch länger an der Stätte geblieben, wo seine Mutter ruhte. Doch getröstet durch Rudolf, machte auch er sich marschfertig; ein Täschlein, worin er früher Lebensmittel verwahrt hatte, ein Gebetbuch, ein Rosenkranz war all' sein Gut und nicht schwer zu tragen; abgehärtet durch zu frühes Unglück gegen jedes Ungemach, konnte er wohl alle Lasten und Beschwerden eines Soldaten auf sich nehmen, und beruhigte mit freundlichen Zuspruch den besorgten Rudolf,

der deßhalb öfters Angst um seinen kleinen Freund verrieth; und auch in der That, Inigo ertrug mit Leichtigkeit die nicht geringen Mühseligkeiten eines solchen beschwerlichen Marsches; leicht wie ein Gemslein schritt er neben Rudolf einher, ein Stücklein Brod, etliche Zwiebeln — in Spanien die Kost des gemeinen Mannes — ein Trunk Wasser sättigten ihn und zeigten, daß er sich die zum Sprichwort gewordene Mäßigkeit seiner Landsleute von Kindheit angeeignet hatte.

Rudolf gewann ihn täglich lieber; das seltsame Geschick, das ihn damit verbunden hatte, die wahrhaft hohe Frömmigkeit des Knaben, vor Allem aber die innige, zutrauliche Liebe, die ihm bei jeder Gelegenheit Inigo bewies, wandte ihm bald sein ganzes Herz zu. Inigo durfte nicht von seiner Seite, und nirgends war der Knabe auch lieber, als bei ihm. Seine unschuldvollen Gespräche, in denen sich ein tiefes Gemüth und eine für sein Alter ungewöhnliche Klarheit des Geistes abspiegelten, heiterten ihn auf. Am liebsten sprach er mit Rudolf von dessen Mutter, die er jetzt als seine Mutter betrachtete; sein Eifer, ihm zu dienen, die zärtliche Sorgfalt, die er ihm widmete, und womit er alle seine Wünsche zu errathen und zu erfüllen bemüht war, zeigte sich oft auf die rührendste Weise. Kein Berg war ihm zu steil, kein Baum zu hoch, den er nicht erstiegen hätte, um den geliebten Freund mit einer schönen Frucht oder mit einem frischen Trunke zu erfreuen, so daß ihm Rudolf es öfters ernstlich untersagen mußte, sich solchen Gefahren auszusetzen. Dann grämte sich Inigo, und Rudolf mußte alle seine Liebe und Freundlichkeit aufbieten, um den betrübten Knaben wieder zu trösten und aufzuheitern.

Nicht weniger als Rudolf, liebten ihn auch die Soldaten. Wenn er unter ihnen mit seinem braunen, langen Kleidlein, am Gürtel den Rosenkranz tragend, daherzog, so nannten sie ihn scherzweise den kleinen Dominikaner, ein Name, der ihm blieb, und unter dem er bald im ganzen Regimente bekannt ward. Sein schönes, freundliches Antlitz, die Dienstfertigkeit, womit er Allen gefällig zu seyn trachtete, machte sie ihm bald Alle zu Freunden. Gar oft gab er sein Bischen Brod her, um die deutschen Mägen, die bekanntlich ein bischen geräumiger sind, als die spanischen, zu sättigen. Die Gutherzigkeit der Krieger ehrte sogar das Zartgefühl des Knaben; Fluchen, Schelten, oder noch schlimmere Reden wurden nicht gehört, wenn Inigo bei ihnen war; das kleinste Schelt- und Fluchwort betrübte und verscheuchte ihn auf lange Zeit. Rudolf wachte väterlich über ihn und entzog ihn ihrer Gesellschaft so viel als möglich; doch je lieber ihm Inigo ward, desto mehr sorgte er sich um ihn. Ernstlicher als je, dachte er nach, wie er sein Versprechen getreu erfüllen, d. h. den Knaben zum Christen und zum Spanier erziehen könne. Mitten in der Horde einer zügellosen Soldateska, der nichts heilig war, mitten in Schlachten und Gefahren, die sein und Inigo's Leben gefährdeten, konnte die Blüthe der Jugend, die sich in dem Knaben so lieblich und herrlich entfaltet hatte, nimmermehr gedeihen. „Nein, hier, hier kann ich ihn nicht lassen," dachte er, „ich will ihn zu meiner Mutter nach Deutschland senden."

„Inigo," sprach er einst zu dem Knaben, „ist dir denn wohl unter uns, die du als deine Feinde, als die Feinde deines Vaterlandes betrachten mußt?"

„Rudolf," antwortete der Knabe still und ernst, „du bist mein Feind nicht, du kannst es gar nicht seyn; ich sage dir aber, es hat mich gar oft betrübt, daß du kämpfen mußt unter den Feinden gegen mein geliebtes Vaterland; gewiß du kämpfest nicht gern gegen uns, die wir Euch Deutschen ja gar nichts gethan haben?" „Nein, bei Gott nein," betheuerte dieser, „dieser Krieg ist mir verhaßt und verabscheut; — daß ich es ändern könnte!" „O Rudolf, Rudolf folge deinem Herzen! verlaß den Dienst, der dich zwingt, gegen Recht und Unschuld zu kämpfen; nimm deinen Abschied, suche dir den Frieden!" bat Inigo eifrig, und schaute ihn mit seinen schönen in diesem Augenblick mehr als sonst leuchtenden Augen flehend an. — „Ich kann nicht," erwiederte traurig der Hauptmann; „die Ehre gebeut, mein Fürst will es: ich habe Gehorsam geschworen, selbst gegen meine Ueberzeugung." Inigo seufzte und schwieg. „Inigo," fuhr Rudolf nach einer langen, für beide schmerzlichen Pause weiter, „Inigo, ich liebe dich vom Herzen; doch jetzt, in den Gefahren und dem Elende dieses Krieges kann ich für dich nicht sorgen, wie es mein Herz verlangt, und ich es deiner Mutter geschworen habe; ich will dich zu meiner Mutter in meine Heimath senden; sie wird dir den Schutz und die Bildung gewähren, die dir gebührt, und die ich leider jetzt als Soldat dir nicht geben kann."

Da ward der Knabe bleich und traurig. „Rudolf," sprach er, „zwei liebe ich auf Erden über Alles, mein Vaterland und dich; ich will nicht alle beide zugleich verlieren; soll ich mein Vaterland verlassen, so will ich es doch nicht ohne dich, nur mit dir will ich es verlassen."

„Inigo,“ erwiederte der Hauptmann, „bedenke selber, wie kannst du hier die Bildung und den Schutz erhalten, wo Tod und Noth uns immer folgt; wie kannst du hier das lernen, was dir geziemt?“

„Rudolf,“ klagte der Knabe in tiefem Leid, „Rudolf, ich sehe, daß ich dir eine Last bin,“ und mit Mühe verbarg er die strömenden Thränen, „ich habe Niemanden mehr auf Erden, als dich; diese Trennung bricht mir das Herz!“

„Nein, mein Inigo,“ rief der Hauptmann gerührt von dem Schmerzen und der Liebe des Knaben, „so war es nicht gemeint! Gott weiß, wie lieb ich dich habe! nur meine Liebe für dich war es, die mich diesen Vorschlag thun ließ; ewig wird dieser Krieg ja doch nicht dauern.“

„Also darf ich bei dir bleiben,“ rief Inigo getröstet und trocknete sich die Aeuglein; „du verstoßest mich nicht.“ — „Nein, Inigo, wir trennen uns nicht, wir bleiben bei einander, im Leben und Tod!“ — „Gott sey's gedankt!“ jubelte der Knabe und umschlang ihn voll Liebe und Dankbarkeit. „Rudolf, du mein einziger Freund, wir bleiben bei einander!“

## IV.

Nach einigen mühsamen Märschen kam Rudolf mit seinen Leuten zum Regiment, und die schreckliche Arbeit des Krieges begann auf das Neue und furchtbarer als je. Kampf auf Kampf, Gefecht auf Gefecht folgten unaufhörlich. Rudolf und sein Regiment waren bei der Heeresabtheilung, welche den Rückzug der von Madrid abziehenden Franzosen decken mußte. Inigo wich nicht von seiner Nähe, und verwandte

kein Auge von seinem theueren Freunde. Rudolf bat, warnte, drohte sogar, wenn er der Gefahr so oft sich blosstellte; allein vergebens. Inigo kannte nur eine Gefahr, seinen Rudolf zu verlieren oder ihm nicht beistehen zu können, wenn ihn ein Unglück treffe; er scheute keine Mühe, ihm eine kleine Erquickung zu verschaffen; er vermochte dieß leichter, als alle die Andern; er kannte ja die Natur seines Vaterlandes und den Charakter seiner Landsleute; seinen sanften, rührenden Bitten widerstand selten Jemand. Er bekam oft, wo selbst die roheste Gewalt nichts erpreßt hätte. Alles, was seine Bitten und seine Mühe verschafft hatte, brachte er dann seinem Freunde, Wein, Fleisch, Brod, Milch, Wasser und andere Erquickung; er genoß nichts, wovon nicht Rudolf zuerst gekostet hatte; dann erst schien es ihm zu schmecken. Wie gut war dieß für Rudolf zu einer Zeit, wo Noth und Mangel die fliehenden Franzosen auf das Bitterste bedrängten! Rudolf darbte nicht, denn Inigo's Liebe wachte und sorgte, und mühte sich rastlos ab, daß ja sein Freund nicht Noth leide.

Nächst seinem Rudolf wandte der Knabe seine Liebe den Verwundeten und Kranken zu. Es war seine Freude, sie zu pflegen, und ihnen zu dienen. Er verstand es, ihre Wunden geschickt zu verbinden, er labte sie, wo er nur immer konnte; er sparte sich die ohnedem schmalen Bissen vom Munde ab, um sie zu erquicken; besonders ließ er es sich angelegen seyn, seine gefangenen Landsleute mit aller Sorgfalt und Liebe zu pflegen; er tröstete sie, er sprach ihnen zu, er betete mit ihnen und stand ihnen bei in der Stunde ihres Hinscheidens; er war unermüdet, wo er nur immer

etwas Gutes wirken konnte. Deßhalb liebten ihn auch Alle und betrachteten ihn mit einer Art von Ehrfurcht. Mitten unter der Wuth eines erbitterten Krieges erschien ihnen der zarte, liebliche Knabe als ein Bote des Friedens und in der Rohheit und Grausamkeit einer zügellosen Soldateska wie ein Engel der Barmherzigkeit, Milde und Unschuld. Wie oft hörte ihn Rudolf, an dessen Seite er Nachts schlummerte, beten für sein Vaterland, für sein Heil, für seine Eltern, für das Heil derer, die in diesem ungerechten Krieg den Tod gefunden hatten! Wie rührte es ihn, wenn der Knabe betete: Herr, gieb, daß Rudolf nicht tödte und nicht getödtet werde!

Die Franzosen, durch beträchtliche Verstärkungen ermuthigt, rückten jetzt wieder vor, langsam und vorsichtig wich Wellington zurück; auf das Neue zogen sie in Madrid ein. Inigo ward traurig. Rudolf wußte wohl, was sein treues, spanisches Herz betrübte; er suchte ihn zu trösten und aufzurichten. „Das ist es nicht, was ich meine,“ erwiederte der Knabe, „glaube nicht,“ fuhr er fort, und das Selbstgefühl des Spaniers glänzte in seinen dunklen Augen, „daß ich an der Rettung meines Vaterlandes auch nur im Geringsten verzweifle; 800 Jahre dauerte es, 3700 Schlachten wurden geliefert, ehe die heidnischen Mohren den christlichen Boden Spaniens verließen. Gott ist bei uns, er schützt die gerechte und bedrängte Sache. Aber dieß betrübt mich, lieber Rudolf, daß dieser unheilvolle Krieg so lange dauern soll, daß Mord und Brand und aller Gräuel fortwähren, und so viele Unschuldige zu Grunde gehen sollen; sieh, Rudolf, das betrübt mich. — Ist es dir denn gar nicht möglich, liebster

Rudolf, daß du wegkommen kannst von diesem ungerechten und mörderischen Kriege?" bat er, und schmiegte sich flehend an seinen Freund.

„Nein, Inigo, ich habe dir schon gesagt," erwiederte voll trüben Ernstes der Hauptmann; „Pflicht und Ehre gebieten; ich kann nicht." — „Könntest du denn nicht deinen Abschied nehmen, oder wenigstens dich versetzen oder vertauschen lassen?" fuhr Inigo schüchtern bittend fort.

„Dieß geht in Kriegszeiten schwerer, als du glaubst, und kostet viel, viel Geld; den Abschied kann ich nicht nehmen, mein Degen muß meine Mutter, dich und mich ernähren, denn ich bin arm, Inigo." „Du bist arm," fragte der Knabe rasch und in tiefer Bewegung, „o Rudolf, ich kann dich reich machen, wenn der Herr will." Verwundernd rief der Hauptmann, welcher der Noth und des Elends gedachte, in welcher er den Knaben und seine Mutter gefunden: „Du mich reich machen, Inigo? Ich weiß es wohl, du meinst es gut, mein lieber kleiner Freund!" Inigo schwieg nachdenkend. „Ja," sprach er leise vor sich hin, „Don Perez weiß es nicht, kann es nicht wissen, es muß Alles fest verschlossen seyn; o der unselige Krieg!"

Im Laufe des Kriegs erhielt Rudolf's Regiment eine ganz andere Bestimmung; es wurde beordert im nördlichen Spanien die Guerilla's zu bekämpfen, die sich auf das Neue furchtbar gemacht hatten. Inigo schien Freude darüber zu empfinden; denn aus dem, was ihm Rudolf über die Richtung ihres Marsches sagte, konnte er vermuthen, in die Nähe seiner Heimath und Vaterstadt zu kommen, die er seit vielen Jahren

nimmer gesehen hatte. Nach einigen Märschen kamen sie wirklich nach Placentia, das unweit Madrid liegt. Inigo's liebliche Züge belebten sich mit neuer Heiterkeit, als er seine Vaterstadt erblickte. „Sieh da, Rudolf, meine Vaterstadt!" rief er freudig, und er zeigte seinem Freunde die Kirchen, nannte ihm die Straßen, Häuser und Gebäude von Weitem schon. „Dort schaut das Haus meines Vaters her," sprach er auf einmal und zerdrückte eine Thräne, die aus seinem Auge quellen wollte, „sieh doch nur, lieber Rudolf, daß du dort dich und mich einquartieren kannst; es wird dich gewiß nicht reuen!" Freundlich versprach es Rudolf.

Ein ernstes, wehmüthiges Gefühl durchdrang Rudolf, und wohl in noch höherm Grade Inigo's Herz, als sie durch die öden Straßen der einst so belebten Stadt wanderten. Thränen standen in Inigo's Augen, als er nach so langer Zeit die Schwelle des väterlichen Hauses wieder betrat. Wie sehr hatte sich darin Alles zum Schlimmen geändert! Die prächtigen, einst so reich geschmückten Gemächer waren öde und leer, die Spiegel zerschlagen, die kunstvollen Tapeten zerrissen, verwildert der Garten, der einst so schön und herrlich gewesen war. Ein tiefer Schmerz lag auf Inigo's Antlitz; nur hie und da, wann eine freundliche Erinnerung aus der bessern schönen Vergangenheit in seiner Seele aufstieg, dann zuckte ein wehmüthiges Lächeln um seine Lippen. Eifrig sorgte er dafür, ein Gemach mit den nöthigen Bedürfnissen für Rudolf einzurichten, und dieser und Barthel halfen ihm treulich, daß es bald in erträgliche Ordnung und Bequemlichkeit gebracht war. Müde von dem starken Marsche, legte sich Rudolf zur Ruhe und ermahnte Inigo dasselbe zu thun.

Inigo aber konnte nicht sobald schlafen; sein Gemüth war zu bewegt; Vater und Mutter, Bruder und Schwester, und alle mit ihnen genossenen Freuden zogen vor seiner Seele vorüber. Aus seinem tiefen und schmerzlichen Sinnen weckte ihn Rudolf's Klagen und Stöhnen. Er klagte sehr über heftigen Kopfschmerz, brennende Hitze und verzehrenden Durst. Inigo, voll Liebe und Sorge, eilte ihm zu helfen. Er gab ihm Wasser mit Citronensaft gemischt, die einzige Erquickung, die er ihm jetzt zu reichen vermochte. Doch Rudolf's Unruhe und Schmerzen nahmen zu; seine Augen glühten, seine Wangen färbte die brennende Röthe des Fiebers, und nichts vermochte ihn zu erquicken. Inigo's Angst stieg. Barthel holte den Arzt des Regiments; dieser schüttelte bedenklich den Kopf bei dem Anblick des Kranken; er verordnete zwar Arzneien, doch sein ganzes Benehmen drückte Hoffnungslosigkeit aus. Wie dem Knaben dabei um's Herz war, kann nur der ermessen, der in der Lage gewesen ist, sein Einziges, sein Liebstes, seine Stütze und seinen Trost zu verlieren.

Doch in Inigo's Gemüth wurzelte die ächte Frömmigkeit und Gottesfurcht zu tief, um sich nicht bald wieder aus der Tiefe seines Schmerzens und Kummers zu erheben. Bald errang er seine vorige Fassung, sein gläubiges Gemüth wieder. Mit aller Kraft der Liebe und Dankbarkeit, die er zu Rudolf hegte, weihte er sich ganz der Pflege des Freundes, dessen Krankheit von dem Arzte für sehr ansteckend erklärt worden war. Nicht besser, nicht sorgsamer kann die Mutter ihr einziges Kind pflegen, als Inigo den Freund, der ihm Alles geworden war. Es war ja der, welcher die letzten Augenblicke seines Vaters und

seiner Mutter leicht und tröstlich gemacht, ihre Schmerzen gelindert, ihre Seelen getröstet, ihre Körper begraben hatte. Er war ja der, welcher ihn genährt und gekleidet hatte in der eigenen Noth, der an ihm — dieß wußte der Knabe wohl — mit gleicher Innigkeit hing. Daher betete er leise über den Kranken gebeugt: „Herr, dein heiligster Wille geschehe! doch soll einer von uns Beiden sterben, so laß es mich seyn; ich will ja gern sterben, damit er lebe.“

Rudolf's Krankheit stieg immer höher; die Fieberhitze nahm ihm das Bewußtseyn; nur selten hatte er lichte Augenblicke. Inigo litt und duldete mit dem theuern Kranken. War ihre Lage ohnedem traurig und kummervoll, so wurde sie es noch mehr durch den Abmarsch des Bataillons, welches gedrängt von den herannahenden Spaniern und Engländern, sich eiligst zurückziehen mußte. Die braven Deutschen wollten ihren Hauptmann nicht in der feindlichen Stadt zurücklassen, sie wollten ihn auf einer Tragbahre mitnehmen; allein der Ausspruch des Arztes, der den unfehlbaren Tod weissagte, wenn der gefährlich Kranke in dieser Jahreszeit den so beschwerlichen Zug antreten würde, ließ es nicht zu. Doch Inigo gelobte ihnen feierlich, nicht zu weichen von dem Kranken; die Soldaten kannten seine Liebe zu ihrem Hauptmann; sie wußten, daß er keine bessere Pflege finden könnte. Auf das Bitten des Knaben ließen ihm die Soldaten Brod, Mehl und Wein zurück; und Barthel brachte noch überdieß einige Hühnlein und eine Ziege, die in den Garten gesperrt wurden, wo sie Futter im Ueberfluß fanden. Betrübt schieden Rudolf's Soldaten von ihrem biedern Hauptmann, mit der traurigen Ueberzeugung im

Herzen, daß sie ihn wohl nie wieder an ihrer Spitze sehen würden. Inigo versperrte sorgsam das Hofthor und alle Gemächer des Hauses, denn Niemand sollte ahnen, daß hier ein feindlicher Hauptmann zurückgeblieben sey, Tod wäre wohl sein Loos gewesen.

Inigo und Rudolf befanden sich jetzt allein, eine seltsame, schauerliche Lage! Inigo mitten unter Freunden und Verwandten, die Vater und Mutter aus falschem Verdacht in's Elend getrieben hatten. Wenn er auch hoffen durfte, daß sie den Haß gegen Vater und Mutter nicht auf ihn, auf ihr schuldloses Kind, ausdehnen würden, so konnte er sich ihnen doch nicht anvertrauen, ohne Rudolf's Leben in die größte Gefahr zu setzen. Rudolf, krank an Geist und Körper, voll Unruhe und Bangigkeit, ohne Schutz und Mittel, allein nur durch die Liebe eines schwachen Knaben bewacht — solche Gedanken und Gefühle mußten wohl Inigo's Lage noch schrecklicher machen; allein er besaß das Beste und Stärkendste, ein festes Vertrauen auf Gott, eine innige Liebe zu Rudolf, dem er jetzt so viel vergelten konnte. Inigo blieb muthig, standhaft und vertrauend; kein Gedanke, seinen Freund zu verlassen, kam in sein edles Herz.

Rudolf's Schmerzen und Schwächen wollten nicht aufhören, sie nahmen zu; in den wenigen lichten Augenblicken zeigte er dann seine ganze Liebe, sein ganzes Vertrauen zu Inigo. Der Knabe suchte ihn zu trösten und ihn auf den Tröster hinzuleiten, der ihn selber auch in der bittersten Noth und im schmerzhaftesten Leiden nie ohne Hilfe und Stärkung gelassen hatte — auf Christum. Rudolf hatte in seinen Knabenjahren eine fromme Erziehung genossen; allein

in späteren Jahren als Soldat im Felde und im Umgange mit leichten Kameraden, die so gerne alles Heilige bespöttelten und lächerlich machten, war er, wenn auch nicht ganz ungläubig, doch gleichgültig gegen seine Religion geworden. Er wäre vielleicht noch tiefer gesunken, hätte nicht Inigo's reine, unschuldsvolle Frömmigkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Die früheren frommen Gefühle erwachten allmählig wieder in ihm; die Schmerzen seiner Krankheit, die ihn — wie er wohl wußte — an den Rand des Grabes brachte, Inigo's heißes Bitten und nachdrückliche Vorstellungen änderten sein Herz; er kam jetzt zur Erkenntniß, zur Reue; er selber verlangte jetzt zu beichten, und sich auszusöhnen mit dem Herrn, den er nicht aus Bosheit, doch aber aus sündiger Schwäche so lange vergessen hatte.

Da frohlockte Inigo im Herzen; sein Gebet war erhört. „Seine Seele ist gerettet," rief der fromme Knabe auf den Knieen liegend: „die Gnade des Herrn hat ihn erleuchtet; dem Herrn sey es in Ewigkeit gedankt! Alleluja!"

Alsogleich entschloß er sich, einen Priester aufzusuchen. Der Herr lenkte die Schritte des Knaben, der furchtsam anfangs, doch mit wachsendem Muthe durch die ihm so wohlbekannten Straßen der Stadt dem Kloster zuging. Er fand den wahren Helfer in Pater Antonio, der unerschrocken allein von Vielen zurückgeblieben war, um sich ganz der Pflege der Armen und Verlassenen der Stadt widmen zu können. Inigo erzählte ihm mit kindlicher Offenherzigkeit Alles; verwundert und gerührt hörte ihm der Pater zu, und folgte ihm sogleich. Mit jener Macht, welche einem

gottbegeisterten Priester verliehen ist, gelang es ihm, Rudolf's Gemüth mit den Schmerzen einer heißen, bußfertigen Reue zu verwunden, dann aber auch mit dem himmlischen Troste der göttlichen Barmherzigkeit und Milde aufzurichten und zu erleichtern. Dann stärkte er den Kranken mit dem Brode des Lebens und verließ ihn nicht eher, bis er jenes gottselige Vertrauen, jene Ergebenheit in den himmlischen Willen bezeigt hatte, welche immer das sicherste Zeichen eines mit Gott versöhnten Gemüthes sind.

Rudolf fühlte sich ungemein gestärkt und erleichtert. Jetzt erst, sagte er, dürfe er Besserung hoffen, da der Herr selber mit ihm sey, und ihn also gesegnet hätte. Inigo's Freude und Jubel kannte keine Grenzen. Pater Antonio besuchte sie vorsichtig und still, um sie nicht in Gefahr zu bringen, täglich, und brachte dann auch leibliche Stärkung für Rudolf mit. Mit diesem ging es immer besser; das Fieber verließ ihn, Schlaf und Eßlust kamen wieder. Wer möchte wohl Inigo's Entzücken schildern, als er den geliebten Freund an der Seele genesen und am Körper mit jedem Tage kräftiger werden sah?

Sobald Rudolf das Bett wieder verlassen konnte, führte ihn Inigo in den Garten des Hauses, der groß, aber ganz verwildert war; er zeigte ihm die Citronen und Pomeranzen, die ihn während seiner Krankheit so sehr erquickten, die Hühnlein, welche ihm Speise und Trank gegeben hatten. „O Inigo," rief Rudolf aus vollem Herzen, „was wäre aus mir geworden ohne dich? wie viel Dank bin ich dir für deine Liebe und Sorgfalt schuldig!" „Sprich nicht so, Rudolf," sprach Inigo traurig; „du hast ja mehr,

tausendmal mehr an Vater und Mutter und an mir armen Waislein gethan! aber wieder muß ich eine Bitte an dich stellen; wenn du für deine Mutter, für dich und mich ein hinreichendes Auskommen hättest, würdest du wohl den Soldatenstand verlassen?"

„O mit Freuden, mit Freuden," betheuerte Rudolf; „ich bin des Krieges satt; mit Freuden würde ich Gott danken, könnte ich abkommen aus der Noth und dem Elende dieses ungerechten Krieges. Wie ruhig und friedlich würden wir bei unserer Mutter in der Heimath leben!" „Rudolf, Rudolf!" jubelte der Knabe, „jetzt ist die Zeit gekommen, ich kann dich reich machen." „Inigo, was sprichst du," rief der Hauptmann erstaunt, „ist dieß wahr?" „Komm nur und sieh!" mahnte der Knabe, und zog ihn fort in das Haus.

Dort zündete er Licht an und führte ihn über viele zum Theil verfallene Stiegen in ein kleines Gemach. Dort nahm er einen Nagel von der Wand, eine Lade öffnete sich, in der ein großer Schlüssel lag. Wieder gingen sie von dem Zimmer abwärts zu einem mit Moos und Stroh bedeckten Kämmerlein. Inigo räumte dieses mit Rudolf's Hülfe hinweg, und eine kleine Thür zeigte sich jetzt, welche er mit dem Schlüssel öffnete. Wie erstaunte aber Rudolf, als er in einen großen, gewölbten Saal trat und den Reichthum und die Pracht gewahrte, die hier aufgehäuft war! Er mußte die Augen abwenden von dem Glanze der Juwelen, der Gold- und Silberstangen. Inigo betrachtete mit stiller Freude Rudolf's Erstaunen. „Sieh da," rief er bewegt, „das Gut meiner Väter, das wir in der Noth und dem Elende dieses Krieges

zurücklassen und so verbergen mußten. Niemand weiß darum, als ich, und jetzt du. In vier Theile soll es getheilt werden. Den einen Theil will ich dem bedrängten Vaterlande geben; den andern den Armen; den dritten Theil den Kirchen; der vierte ist dein, Rudolf; o nimm ihn! nimm ihn! ich bitte dich darum." „Inigo," rief Rudolf, gerührt durch den Edelsinn des Knaben, „du nimmst also für dich gar nichts?" „Rudolf, ich bedarf ja nichts; du läßt mich gewiß nie Noth leiden; ich habe ja deine Liebe, nimm, was du willst und brauchst für dich und deine Mutter, nur höre auf, gegen mein Vaterland zu kämpfen, das ja offenbar auf seiner Seite das Recht hat, ich bitte dich, Rudolf, nimm keinen Theil an diesem Blutvergießen."

„Nein, Inigo, nein!" rief Rudolf, „nimmer will ich mein Schwert gegen dein Vaterland ziehen; meinen Abschied will ich fordern, man kann ihn mir nicht verweigern; dann, Inigo, wollen wir in die Heimath zu unsrer Mutter gehen und dort ein Leben führen, das ganz dir und deiner Erziehung geweiht seyn soll, du lieber, treuer Freund!" Inigo schmiegte sich an Rudolf und schlang seine Arme um ihn; bewegt drückte ihn Rudolf an's Herz, und in seinen Augen schimmerten Thränen. „Der Himmel segne uns!" betete Inigo, „und der Geist deiner Mutter," fügte Rudolf hinzu.

Rudolf sehnte sich jetzt sehr mit Inigo die Stadt verlassen zu können. Doch theils seine körperliche Schwäche, theils die Gefahr, die ihnen von allen Seiten drohte, setzte ihnen große Hindernisse entgegen. Auch Pater Antonio rieth ihnen, zu warten, bis

etwas Gutes wirken konnte. Deßhalb liebten ihn auch Alle und betrachteten ihn mit einer Art von Ehrfurcht. Mitten unter der Wuth eines erbitterten Krieges erschien ihnen der zarte, liebliche Knabe als ein Bote des Friedens und in der Rohheit und Grausamkeit einer zügellosen Soldateska wie ein Engel der Barmherzigkeit, Milde und Unschuld. Wie oft hörte ihn Rudolf, an dessen Seite er Nachts schlummerte, beten für sein Vaterland, für sein Heil, für seine Eltern, für das Heil derer, die in diesem ungerechten Krieg den Tod gefunden hatten! Wie rührte es ihn, wenn der Knabe betete: Herr, gieb, daß Rudolf nicht tödte und nicht getödtet werde!

Die Franzosen, durch beträchtliche Verstärkungen ermuthigt, rückten jetzt wieder vor, langsam und vorsichtig wich Wellington zurück; auf das Neue zogen sie in Madrid ein. Inigo ward traurig. Rudolf wußte wohl, was sein treues, spanisches Herz betrübte; er suchte ihn zu trösten und aufzurichten. „Das ist es nicht, was ich meine," erwiederte der Knabe, „glaube nicht," fuhr er fort, und das Selbstgefühl des Spaniers glänzte in seinen dunklen Augen, „daß ich an der Rettung meines Vaterlandes auch nur im Geringsten verzweifle; 800 Jahre dauerte es, 3700 Schlachten wurden geliefert, ehe die heidnischen Mohren den christlichen Boden Spaniens verließen. Gott ist bei uns, er schützt die gerechte und bedrängte Sache. Aber dieß betrübt mich, lieber Rudolf, daß dieser unheilvolle Krieg so lange dauern soll, daß Mord und Brand und aller Gräuel fortwähren, und so viele Unschuldige zu Grunde gehen sollen; sieh, Rudolf, das betrübt mich. — Ist es dir denn gar nicht möglich, liebster

Rudolf, daß du wegkommen kannst von diesem ungerechten und mörderischen Kriege?“ bat er, und schmiegte sich flehend an seinen Freund.

„Nein, Inigo, ich habe dir schon gesagt,“ erwiederte voll trüben Ernstes der Hauptmann; „Pflicht und Ehre gebieten; ich kann nicht.“ — „Könntest du denn nicht deinen Abschied nehmen, oder wenigstens dich versetzen oder vertauschen lassen?“ fuhr Inigo schüchtern bittend fort.

„Dieß geht in Kriegszeiten schwerer, als du glaubst, und kostet viel, viel Geld; den Abschied kann ich nicht nehmen, mein Degen muß meine Mutter, dich und mich ernähren, denn ich bin arm, Inigo.“ „Du bist arm,“ fragte der Knabe rasch und in tiefer Bewegung, „o Rudolf, ich kann dich reich machen, wenn der Herr will.“ Verwundernd rief der Hauptmann, welcher der Noth und des Elends gedachte, in welcher er den Knaben und seine Mutter gefunden: „Du mich reich machen, Inigo? Ich weiß es wohl, du meinst es gut, mein lieber kleiner Freund!“ Inigo schwieg nachdenkend. „Ja,“ sprach er leise vor sich hin, „Don Perez weiß es nicht, kann es nicht wissen, es muß Alles fest verschlossen seyn; o der unselige Krieg!“

Im Laufe des Kriegs erhielt Rudolf's Regiment eine ganz andere Bestimmung; es wurde beordert im nördlichen Spanien die Guerilla's zu bekämpfen, die sich auf das Neue furchtbar gemacht hatten. Inigo schien Freude darüber zu empfinden; denn aus dem, was ihm Rudolf über die Richtung ihres Marsches sagte, konnte er vermuthen, in die Nähe seiner Heimath und Vaterstadt zu kommen, die er seit vielen Jahren

nimmer gesehen hatte. Nach einigen Märschen kamen sie wirklich nach Placentia, das unweit Madrid liegt. Inigo's liebliche Züge belebten sich mit neuer Heiterkeit, als er seine Vaterstadt erblickte. „Sieh da, Rudolf, meine Vaterstadt!" rief er freudig, und er zeigte seinem Freunde die Kirchen, nannte ihm die Straßen, Häuser und Gebäude von Weitem schon. „Dort schaut das Haus meines Vaters her," sprach er auf einmal und zerdrückte eine Thräne, die aus seinem Auge quellen wollte, „sieh doch nur, lieber Rudolf, daß du dort dich und mich einquartieren kannst; es wird dich gewiß nicht reuen!" Freundlich versprach es Rudolf.

Ein ernstes, wehmüthiges Gefühl durchdrang Rudolf, und wohl in noch höherm Grade Inigo's Herz, als sie durch die öden Straßen der einst so belebten Stadt wanderten. Thränen standen in Inigo's Augen, als er nach so langer Zeit die Schwelle des väterlichen Hauses wieder betrat. Wie sehr hatte sich darin Alles zum Schlimmen geändert! Die prächtigen, einst so reich geschmückten Gemächer waren öde und leer, die Spiegel zerschlagen, die kunstvollen Tapeten zerrissen, verwildert der Garten, der einst so schön und herrlich gewesen war. Ein tiefer Schmerz lag auf Inigo's Antlitz; nur hie und da, wann eine freundliche Erinnerung aus der bessern schönen Vergangenheit in seiner Seele aufstieg, dann zuckte ein wehmüthiges Lächeln um seine Lippen. Eifrig sorgte er dafür, ein Gemach mit den nöthigen Bedürfnissen für Rudolf einzurichten, und dieser und Barthel halfen ihm treulich, daß es bald in erträgliche Ordnung und Bequemlichkeit gebracht war. Müde von dem starken Marsche, legte sich Rudolf zur Ruhe und ermahnte Inigo dasselbe zu thun.

Inigo aber konnte nicht sobald schlafen; sein Gemüth war zu bewegt; Vater und Mutter, Bruder und Schwester, und alle mit ihnen genossenen Freuden zogen vor seiner Seele vorüber. Aus seinem tiefen und schmerzlichen Sinnen weckte ihn Rudolf's Klagen und Stöhnen. Er klagte sehr über heftigen Kopfschmerz, brennende Hitze und verzehrenden Durst. Inigo, voll Liebe und Sorge, eilte ihm zu helfen. Er gab ihm Wasser mit Citronensaft gemischt, die einzige Erquickung, die er ihm jetzt zu reichen vermochte. Doch Rudolf's Unruhe und Schmerzen nahmen zu; seine Augen glühten, seine Wangen färbte die brennende Röthe des Fiebers, und nichts vermochte ihn zu erquicken. Inigo's Angst stieg. Barthel holte den Arzt des Regiments; dieser schüttelte bedenklich den Kopf bei dem Anblick des Kranken; er verordnete zwar Arzneien, doch sein ganzes Benehmen drückte Hoffnungslosigkeit aus. Wie dem Knaben dabei um's Herz war, kann nur der ermessen, der in der Lage gewesen ist, sein Einziges, sein Liebstes, seine Stütze und seinen Trost zu verlieren.

Doch in Inigo's Gemüth wurzelte die ächte Frömmigkeit und Gottesfurcht zu tief, um sich nicht bald wieder aus der Tiefe seines Schmerzens und Kummers zu erheben. Bald errang er seine vorige Fassung, sein gläubiges Gemüth wieder. Mit aller Kraft der Liebe und Dankbarkeit, die er zu Rudolf hegte, weihte er sich ganz der Pflege des Freundes, dessen Krankheit von dem Arzte für sehr ansteckend erklärt worden war. Nicht besser, nicht sorgsamer kann die Mutter ihr einziges Kind pflegen, als Inigo den Freund, der ihm Alles geworden war. Es war ja der, welcher die letzten Augenblicke seines Vaters und

seiner Mutter leicht und tröstlich gemacht, ihre Schmerzen gelindert, ihre Seelen getröstet, ihre Körper begraben hatte. Er war ja der, welcher ihn genährt und gekleidet hatte in der eigenen Noth, der an ihm — dieß wußte der Knabe wohl — mit gleicher Innigkeit hing. Daher betete er leise über den Kranken gebeugt: „Herr, dein heiligster Wille geschehe! doch soll einer von uns Beiden sterben, so laß es mich seyn; ich will ja gern sterben, damit er lebe."

Rudolf's Krankheit stieg immer höher; die Fieberhitze nahm ihm das Bewußtseyn; nur selten hatte er lichte Augenblicke. Inigo litt und duldete mit dem theuern Kranken. War ihre Lage ohnedem traurig und kummervoll, so wurde sie es noch mehr durch den Abmarsch des Bataillons, welches gedrängt von den herannahenden Spaniern und Engländern, sich eiligst zurückziehen mußte. Die braven Deutschen wollten ihren Hauptmann nicht in der feindlichen Stadt zurücklassen, sie wollten ihn auf einer Tragbahre mitnehmen; allein der Ausspruch des Arztes, der den unfehlbaren Tod weissagte, wenn der gefährlich Kranke in dieser Jahreszeit den so beschwerlichen Zug antreten würde, ließ es nicht zu. Doch Inigo gelobte ihnen feierlich, nicht zu weichen von dem Kranken; die Soldaten kannten seine Liebe zu ihrem Hauptmann; sie wußten, daß er keine bessere Pflege finden könnte. Auf das Bitten des Knaben ließen ihm die Soldaten Brod, Mehl und Wein zurück; und Barthel brachte noch überdieß einige Hühnlein und eine Ziege, die in den Garten gesperrt wurden, wo sie Futter im Ueberfluß fanden. Betrübt schieden Rudolf's Soldaten von ihrem biedern Hauptmann, mit der traurigen Ueberzeugung im

Herzen, daß sie ihn wohl nie wieder an ihrer Spitze sehen würden. Inigo versperrte sorgsam das Hofthor und alle Gemächer des Hauses, denn Niemand sollte ahnen, daß hier ein feindlicher Hauptmann zurückgeblieben sey, Tod wäre wohl sein Loos gewesen.

Inigo und Rudolf befanden sich jetzt allein, eine seltsame, schauerliche Lage! Inigo mitten unter Freunden und Verwandten, die Vater und Mutter aus falschem Verdacht in's Elend getrieben hatten. Wenn er auch hoffen durfte, daß sie den Haß gegen Vater und Mutter nicht auf ihn, auf ihr schuldloses Kind, ausdehnen würden, so konnte er sich ihnen doch nicht anvertrauen, ohne Rudolf's Leben in die größte Gefahr zu setzen. Rudolf, krank an Geist und Körper, voll Unruhe und Bangigkeit, ohne Schutz und Mittel, allein nur durch die Liebe eines schwachen Knaben bewacht — solche Gedanken und Gefühle mußten wohl Inigo's Lage noch schrecklicher machen; allein er besaß das Beste und Stärkendste, ein festes Vertrauen auf Gott, eine innige Liebe zu Rudolf, dem er jetzt so viel vergelten konnte. Inigo blieb muthig, standhaft und vertrauend; kein Gedanke, seinen Freund zu verlassen, kam in sein edles Herz.

Rudolf's Schmerzen und Schwächen wollten nicht aufhören, sie nahmen zu; in den wenigen lichten Augenblicken zeigte er dann seine ganze Liebe, sein ganzes Vertrauen zu Inigo. Der Knabe suchte ihn zu trösten und ihn auf den Tröster hinzuleiten, der ihn selber auch in der bittersten Noth und im schmerzhaftesten Leiden nie ohne Hilfe und Stärkung gelassen hatte — auf Christum. Rudolf hatte in seinen Knabenjahren eine fromme Erziehung genossen; allein

in späteren Jahren als Soldat im Felde und im Umgange mit leichten Kameraden, die so gerne alles Heilige bespöttelten und lächerlich machten, war er, wenn auch nicht ganz ungläubig, doch gleichgültig gegen seine Religion geworden. Er wäre vielleicht noch tiefer gesunken, hätte nicht Inigo's reine, unschuldsvolle Frömmigkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Die früheren frommen Gefühle erwachten allmählig wieder in ihm; die Schmerzen seiner Krankheit, die ihn — wie er wohl wußte — an den Rand des Grabes brachte, Inigo's heißes Bitten und nachdrückliche Vorstellungen änderten sein Herz; er kam jetzt zur Erkenntniß, zur Reue; er selber verlangte jetzt zu beichten, und sich auszusöhnen mit dem Herrn, den er nicht aus Bosheit, doch aber aus sündiger Schwäche so lange vergessen hatte.

Da frohlockte Inigo im Herzen; sein Gebet war erhört. „Seine Seele ist gerettet," rief der fromme Knabe auf den Knieen liegend: „die Gnade des Herrn hat ihn erleuchtet; dem Herrn sey es in Ewigkeit gedankt! Alleluja!"

Alsogleich entschloß er sich, einen Priester aufzusuchen. Der Herr lenkte die Schritte des Knaben, der furchtsam anfangs, doch mit wachsendem Muthe durch die ihm so wohlbekannten Straßen der Stadt dem Kloster zuging. Er fand den wahren Helfer in Pater Antonio, der unerschrocken allein von Vielen zurückgeblieben war, um sich ganz der Pflege der Armen und Verlassenen der Stadt widmen zu können. Inigo erzählte ihm mit kindlicher Offenherzigkeit Alles; verwundert und gerührt hörte ihm der Pater zu, und folgte ihm sogleich. Mit jener Macht, welche einem

gottbegeisterten Priester verliehen ist, gelang es ihm, Rudolf's Gemüth mit den Schmerzen einer heißen, bußfertigen Reue zu verwunden, dann aber auch mit dem himmlischen Troste der göttlichen Barmherzigkeit und Milde aufzurichten und zu erleichtern. Dann stärkte er den Kranken mit dem Brode des Lebens und verließ ihn nicht eher, bis er jenes gottselige Vertrauen, jene Ergebenheit in den himmlischen Willen bezeigt hatte, welche immer das sicherste Zeichen eines mit Gott versöhnten Gemüthes sind.

Rudolf fühlte sich ungemein gestärkt und erleichtert. Jetzt erst, sagte er, dürfe er Besserung hoffen, da der Herr selber mit ihm sey, und ihn also gesegnet hätte. Inigo's Freude und Jubel kannte keine Grenzen. Pater Antonio besuchte sie vorsichtig und still, um sie nicht in Gefahr zu bringen, täglich, und brachte dann auch leibliche Stärkung für Rudolf mit. Mit diesem ging es immer besser; das Fieber verließ ihn, Schlaf und Eßlust kamen wieder. Wer möchte wohl Inigo's Entzücken schildern, als er den geliebten Freund an der Seele genesen und am Körper mit jedem Tage kräftiger werden sah?

Sobald Rudolf das Bett wieder verlassen konnte, führte ihn Inigo in den Garten des Hauses, der groß, aber ganz verwildert war; er zeigte ihm die Citronen und Pomeranzen, die ihn während seiner Krankheit so sehr erquickten, die Hühnlein, welche ihm Speise und Trank gegeben hatten. „O Inigo," rief Rudolf aus vollem Herzen, „was wäre aus mir geworden ohne dich? wie viel Dank bin ich dir für deine Liebe und Sorgfalt schuldig!" „Sprich nicht so, Rudolf," sprach Inigo traurig; „du hast ja mehr,

tausendmal mehr an Vater und Mutter und an mir armen Waislein gethan! aber wieder muß ich eine Bitte an dich stellen; wenn du für deine Mutter, für dich und mich ein hinreichendes Auskommen hättest, würdest du wohl den Soldatenstand verlassen?"

„O mit Freuden, mit Freuden," betheuerte Rudolf; „ich bin des Krieges satt; mit Freuden würde ich Gott danken, könnte ich abkommen aus der Noth und dem Elende dieses ungerechten Krieges. Wie ruhig und friedlich würden wir bei unserer Mutter in der Heimath leben!" „Rudolf, Rudolf!" jubelte der Knabe, „jetzt ist die Zeit gekommen, ich kann dich reich machen." „Inigo, was sprichst du," rief der Hauptmann erstaunt, „ist dieß wahr?" „Komm nur und sieh!" mahnte der Knabe, und zog ihn fort in das Haus.

Dort zündete er Licht an und führte ihn über viele zum Theil verfallene Stiegen in ein kleines Gemach. Dort nahm er einen Nagel von der Wand, eine Lade öffnete sich, in der ein großer Schlüssel lag. Wieder gingen sie von dem Zimmer abwärts zu einem mit Moos und Stroh bedeckten Kämmerlein. Inigo räumte dieses mit Rudolf's Hülfe hinweg, und eine kleine Thür zeigte sich jetzt, welche er mit dem Schlüssel öffnete. Wie erstaunte aber Rudolf, als er in einen großen, gewölbten Saal trat und den Reichthum und die Pracht gewahrte, die hier aufgehäuft war! Er mußte die Augen abwenden von dem Glanze der Juwelen, der Gold- und Silberstangen. Inigo betrachtete mit stiller Freude Rudolf's Erstaunen. „Sieh da," rief er bewegt, „das Gut meiner Väter, das wir in der Noth und dem Elende dieses Krieges

zurücklassen und so verbergen mußten. Niemand weiß darum, als ich, und jetzt du. In vier Theile soll es getheilt werden. Den einen Theil will ich dem bedrängten Vaterlande geben; den andern den Armen; den dritten Theil den Kirchen; der vierte ist dein, Rudolf; o nimm ihn! nimm ihn! ich bitte dich darum." „Inigo," rief Rudolf, gerührt durch den Edelsinn des Knaben, „du nimmst also für dich gar nichts?" „Rudolf, ich bedarf ja nichts; du läßt mich gewiß nie Noth leiden; ich habe ja deine Liebe, nimm, was du willst und brauchst für dich und deine Mutter, nur höre auf, gegen mein Vaterland zu kämpfen, das ja offenbar auf seiner Seite das Recht hat, ich bitte dich, Rudolf, nimm keinen Theil an diesem Blutvergießen."

„Nein, Inigo, nein!" rief Rudolf, „nimmer will ich mein Schwert gegen dein Vaterland ziehen; meinen Abschied will ich fordern, man kann ihn mir nicht verweigern; dann, Inigo, wollen wir in die Heimath zu unsrer Mutter gehen und dort ein Leben führen, das ganz dir und deiner Erziehung geweiht seyn soll, du lieber, treuer Freund!" Inigo schmiegte sich an Rudolf und schlang seine Arme um ihn; bewegt drückte ihn Rudolf an's Herz, und in seinen Augen schimmerten Thränen. „Der Himmel segne uns!" betete Inigo, „und der Geist deiner Mutter," fügte Rudolf hinzu.

Rudolf sehnte sich jetzt sehr mit Inigo die Stadt verlassen zu können. Doch theils seine körperliche Schwäche, theils die Gefahr, die ihnen von allen Seiten drohte, setzte ihnen große Hindernisse entgegen. Auch Pater Antonio rieth ihnen, zu warten, bis

ein günstigerer Zeitpunkt eintrete. Wie groß also mußte ihre Freude und ihre Ueberraschung seyn, als plötzlich unvermuthet die Spanier die Stadt verließen und Franzosen und Deutsche einrückten, dieselben Truppen, die mit Rudolf schon das Erstemal die Stadt besetzt hielten. Rudolf's Freude war ohne Gränzen, als er sich plötzlich aus der drohenden Gefangenschaft befreit und wieder in der Mitte seiner treuen Freunde und Kriegsgenossen sah, die ihn jubelnd von allen Seiten begrüßten und ihm brüderlich zu seiner unverhofften Rettung Glück wünschten. — „Seht da meinen Retter!" rief Rudolf, und wies auf Inigo, der schüchtern und mit schamgerötheten Wangen sich entfernen wollte. „Nein, Inigo, bleibe, du treues, liebes Herz! die ganze Welt soll es wissen, was du an mir gethan hast. Dir, dir verdanke ich mein Leben und mehr noch als dieses. Der Himmel gebe euch, liebe Kameraden, so treue, so liebevolle Freunde, und ihr werdet euch glücklich preisen dürfen; es ist nur ein Knabe, aber in der Treue und in der Aufopferung weicht er keinem Manne!" und tief gerührt drückte er den Knaben an sich, der von allen Seiten mit Liebkosungen und Lobsprüchen überhäuft ward.

Rudolf traf nun ungesäumt die nöthigen Einleitungen, um seinen Abschied zu erwirken. Er sandte sein Gesuch an den Commandanten seines Regimentes und der deutschen Division, er fügte das Zeugniß vom Arzte bei, daß seine von den Strapatzen des Krieges und durch die vorhergegangene Krankheit erschütterte Gesundheit nur durch die milde Luft der Heimath wieder hergestellt werden könne. Wie oft sprach er jetzt mit seinem Inigo von der Heimath, von seiner

Mutter und von dem Leben, das sie alle drei mit einander führen wollten! Mit den reizendsten, lebhaftesten Farben schilderte er seinem kleinen Freunde das Glück, das sie dort in der süßesten Eintracht und in gegenseitiger Liebe genießen wollten. Dann sagte aber Inigo oft mit wehmüthigem Lächeln: „Ach, das wäre ja der Himmel schon auf Erden! Rudolf, ich glaube nicht, daß ich so glücklich werden darf; ich verdiene es ja noch nicht." Rudolf tröstete und ermunterte ihn, in dem eigenen Herzen aber konnte er die schlimme Ahnung nicht unterdrücken, die oft wie eine schwarze Gewitterwolke in dem heitern Himmel seiner Hoffnungen auftauchte.

Das Uebermaaß der Freude, welcher Rudolf bei der unerwarteten Ankunft seiner Freunde zu sehr sich hingegeben hatte, zog ihm auf das Neue ein Uebelbefinden zu, das aber keineswegs gefährlich war. Inigo, dessen Sorgfalt und Liebe in der Pflege seines treuen Freundes nie ermüdete, und jetzt die Entdeckung ihres Aufenthaltes nimmer fürchten durfte, suchte jetzt auf Antonio's Rath in der Umgegend der Stadt gewisse Kräuter, die vorzüglich für die vom Fieber Genesenen heilsam waren. Rudolf sah dieß nicht gerne, er fürchtete, es könne dem schwachen Knaben ein Unglück zustoßen, und gab ihm stets einen Soldaten zum Begleiter mit, und rieth ihm, sich ja nicht zu weit zu entfernen. Inigo kam aber fast jeden Abend pünktlich zu Hause, so daß die Besorgniß des Hauptmanns sich bald verlor. Doch eines Abends blieb Inigo länger aus als gewöhnlich. Rudolf ängstigte sich sehr, er konnte die Nacht über kein Auge zuthun, und sandte gleich den andern Morgen Boten nach dem Knaben

aus: diese fanden den Soldaten, der gewöhnlich Inigo's Begleiter war, im Blute schwimmend und durch Kugeln getödtet, von Inigo selber aber keine Spur. Wer möchte Rudolf's Schmerz um seinen geliebten Inigo schildern! Er klagte und trauerte; er wollte sich anfangs von seinen Kameraden gar nicht trösten lassen; manche von diesen konnten es nicht begreifen, wie Rudolf's sonst so männliches Gemüth sich um den Verlust eines Knaben so abhärmen könne. „Ach," sagte dann der Hauptmann, „Ihr wißt nicht, was mir der Knabe war, und was ich ihm Alles zu verdanken habe!" Nur dem Pater Antonio, der ihn auch jetzt noch öfters besuchte, gelang es, ihn zu trösten und ihn mit der Hoffnung des Wiedersehens aufzurichten, wiewohl alle Nachforschungen bisher vergebens waren. —

Rudolf genas zwar, doch nur langsam kehrten seine Kräfte zurück. Barthel mußte jetzt Inigo's Stelle vertreten, und er that es mit all' der Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit eines deutschen Soldaten. Er bot Alles auf, um Rudolf zu zerstreuen und zu erheitern. „Wären wir doch nur," sagte er öfters, „aus diesem verwünschten Loche einmal heraus, dann ginge es uns Allen besser." Barthel's Wunsch ward bald erfüllt. In einer stürmischen Nacht überfielen die Spanier die Stadt mit Uebermacht, die Franzosen und die Deutschen mußten weichen, kaum daß sie ihre Kranken zu retten vermochten; die Fliehenden, unter ihnen auch Rudolf, zogen sich auf die Hauptarmee der Franzosen zurück, die von Wellington gedrängt, langsam zurückwich, um Verstärkungen an sich zu ziehen.

Rudolf's Gram um Inigo milderte sich nicht.

Im Gewühle der Schlachten und Gefechte, wie in der stillen Einsamkeit schwebte stets ihm das Bild seines treuen Freundes vor Augen. „Wenn ich ihn doch noch einmal hätte sehen und von ihm Abschied nehmen können," klagte er oft; „es wäre dann für mich, wie für ihn doch leichter gewesen! Gott möge nur verhüten, daß er nicht unter schlechte und lieblose Leute gekommen; dieß wäre sein Tod!" Von Tag zu Tag eckelte ihn der Krieg mehr an; sehnsüchtig hoffte er auf seine Entlassung, die aber immer noch nicht eintreffen wollte.

Eines Tages erhielt er Befehl, mit seiner sehr zusammen geschmolzenen Mannschaft einen Transport zu begleiten. Der Zug war gefährlich, die Guerilla's streiften überall. Rudolf hatte bereits mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie in einem waldigten Thale von den Gefürchteten überfallen wurden. Kurz, aber blutig war der Kampf. Die Uebermacht und die Ungunst des Bodens war zu groß, als daß Rudolf Sieg hoffen durfte. Er wollte sich zurück ziehen; allein ein anderer Haufe Spanier hatte ihm bereits den Rückzug abgeschnitten. Verzweifelnd wollten sich jetzt die Eingeschlossenen durchschlagen. Rudolf kämpfte mit äußerster Anstrengung an der Spitze der Seinigen, bis ihn ein gewaltiger Kolbenschlag zu Boden warf. Nur Wenige entrannen den Streichen und den Dolchen der Guerilla's, die Keinem Pardon gaben, erbittert durch den hartnäckigen Widerstand, der auch ihnen großen Verlust gebracht hatte.

## V.

Am Abende desselben Tages saßen die Guerilla's, die Rudolf's Schaar vernichtet hatten, im Freien,

und freuten sich bei Spiel und Wein des Sieges und der reichen Beute. Mitten unter den fröhlichen Liedern und Scherzen, mit denen ein jeder der Guerilla's seine heute vollbrachten Thaten heraushob, scholl hie und da ein böses Fluchwort eines unglücklichen Spielers. „Ei," rief einer von ihnen unmuthig und warf erzürnt die Würfel hin, „so soll der Guckuck heute Alles holen, seht, diesen Ring, was soll er gelten?" Der Ring ging jetzt im Kreise herum von Hand zu Hand. „Hübsches Ringlein, schöne Sternlein!" lobte Mancher; doch Keiner wollte ihm das geben, was er dafür verlangte. „Ei, dort kommt Inigo," sprach der Eigenthümer des Ringes plötzlich, „das Knäblein soll jetzt den Ausspruch thun; der betrügt gewiß Keinen," und rief den Knaben, sich ihnen zu nahen. Schüchtern kam der Knabe heran, und wie ihm der Spieler den Ring entgegenhielt, erbleichte er plötzlich, und in seinen Geberden zeigte sich die heftigste Erschütterung. „Ginez, um Gotteswillen, sprich die Wahrheit!" rief Inigo, „wie kommst du zu diesem Ringe?" „Ei, auf die unschuldigste Art von der Welt," antwortete der Gefragte, „ich nahm ihn dem feindlichen Hauptmann ab, den wir heute überfielen und erschlugen." „Heilige Jungfrau," seufzte der Knabe tief und rang die Händlein, „erschlagen, erschlagen, Rudolf! Hast du ihn wirklich erschlagen, Ginez, wirklich?" „Höchst wahrscheinlich," entgegnete dieser kaltblütig, „denn wie ich ihm mit dem Gewehrkolben ein's auf den Kopf gab, stürzte er hin und rührte sich nimmer, wie ich ihm darauf den Ring vom Finger zog." „Ginez, ich bitte dich, verkaufe den Ring nicht; ich will dir geben, was du willst, warte nur bis morgen." „Meinet=

halben, Inigo, du kannst ihn gleich behalten," antwortete der Spanier großmüthig. „Paolo hätte mir schon zwölf Dukaten gegeben, du bekommst ihn um sechs Dukaten; denn dir habe ich viel zu verdanken seit meiner letzten Krankheit." Dankend nahm Inigo den Ring und eilte hastig fort. Sein Entschluß war gefaßt. Mit Thränen in den Augen und den bittersten Schmerzen in der Brust, sattelte er ein kleines Maulthier, nahm eine Flasche Wein und einen warmen Mantel mit, und trabte schnell und unbemerkt von den Trinkern, Sängern und Spielern dem Orte zu, wo das Gefecht stattgefunden hatte. — Nur wenig Hoffnung hatte ihm Ginez Rede gelassen; doch, konnte er seinen theuren Freund nimmer lebend treffen, so konnte er ihm doch die letzte Pflicht der Liebe, das Begräbniß, erweisen. Bald war er in dem Thale angelangt. Bei dem Scheine des Mondlichtes konnte er die Gestalten und Gesichtszüge der Todten leicht unterscheiden. Wie manches ihm wohl bekannte spanische und deutsche Antlitz starrte ihn an, bleich und blutig, mit weit geöffneten erloschenen Augen; schaudernd mußte der Knabe sich öfters von den gräßlich verstümmelten Leichen abwenden; der, den er suchte, lag neben mehrern Spaniern, die vielleicht seine tapfere Faust getödtet, bleich und leblos da. Weinend kniete Inigo nieder, küßte die kalten Lippen und untersuchte, ob nicht vielleicht noch Leben in dem geliebten Körper zu finden wäre; denn keine Wunde konnte er an seinem Körper entdecken. Und sieh, es schien ihm, als klopfe das Herz noch in mattem Schlage. Es war keine Täuschung. Noch lebte Rudolf. Der Schlag hatte ihn nicht getödtet, sondern nur seines Bewußtseyns beraubt.

Jubelnd goß ihm Inigo Wein in die sanft geöffneten Lippen, er blies ihm vorsichtig Luft ein, rieb seine Brust ein und rief ihn beim Namen. Da erwachte Rudolf aus der tiefen Ohnmacht; der Ton der ihm so lieben Stimme schien ihm das Leben wieder zu geben; seine Augen öffneten sich. „Rudolf, Rudolf,“ rief Inigo frohlockend, „kennst du mich?“ Rudolf blickte ihn an. „Inigo,“ stammelte er, und seine bleichen Wangen rötheten sich vor Freude. „Du mein Inigo? mein Helfer in der Noth!“ Und Inigo weinte vor Freuden, und über Rudolf's männliche Wangen schossen große Thränen. Von Inigo unterstützt erhob er sich wieder; Wein und Speise, die der Knabe mitgebracht, erquickten ihn wunderbar. „Weil ich nur dich wieder habe, lieber Inigo, jetzt bin ich glücklich; wie hast du denn mich verlassen können?“ „Ach, Rudolf, ich dich verlassen! Wie kannst du dieß glauben? Ich bin dir geraubt worden. Du weißt, daß ich dir Heilkräuter suchen wollte. Da traf ich an jenem unglücklichen Abende auf Don Perez, den Oheim meiner Mutter, der gar viel zur Ermordung meines Vaters beigetragen hat und von Allen längst todt geglaubt worden ist. Er erkannte mich sogleich, erschoß meinen Begleiter und nahm mich mit Gewalt mit zu seinen Guerilla's, die er seit langem befehligt und welche unter seiner Anführung der Schrecken der Franzosen, aber auch eine Geißel der eigenen Landsleute geworden sind. O, was sind dieß für Menschen!“ Nun erzählte er auch, wie er zu dem Ringe gekommen sey, den er jetzt freudig an des Hauptmanns Finger schob, und dadurch auch von ihm, wiewohl die schmerzlichste Nachricht erhalten und sich gleich zu ihm auf

den Weg gemacht hätte. In tiefster Rührung drückte der Hauptmann den guten Knaben an's dankbare Herz, und mitten in der Nacht, umgeben von Leichen, feierten die beiden Seelen das Fest ihres wunderbaren Wiedersehens. Inigo gab Rudolf auch seinen Abschied aus dem Militärdienst seines Fürsten, der seltsamer Weise aus den Papieren eines von Perez Guerilla's geplünderten Couriers in des Knaben Hände gekommen war. Jetzt fühlte sich Rudolf ganz beruhigt. „Komm, laß uns eilen!" mahnte Inigo Rudolf, „es sind die Vorposten der Franzosen nur zwei Stunden entfernt; ehe es Tag wird, sind wir bei ihnen. Besteige mein Maulthier! es trägt uns beide; den Weg weiß ich genau." Rasch hüllte sich Rudolf, der fast ganz ausgeplündert war, in den Mantel Inigo's, warf einen trauernden Blick auf die Leichen seiner Kampfbrüder, und eilte mit Inigo fort. Sie mochten ungefähr eine Stunde zurückgelegt haben, als eine tiefe felsigte Schlucht sich vor ihnen aufthat. Sie mußten langsamer reiten. Rudolf stieg ab, nahm das Maulthier bei'm Zaum, um leichter vorwärts zu kommen; da fielen plötzlich zwei Schüsse, der eine traf das Thier, daß es hoch sich bäumte und Inigo abwarf, der mit einem lauten Schrei des Schmerzens sich wieder zu erheben suchte. Erschrocken eilte Rudolf zu helfen. „Rudolf, Rudolf," seufzte der arme Knabe, „ich bin verwundet, und dieß schwer!" „Sankt Jago von Compostel!" rief jetzt plötzlich eine rauhe Stimme, und zwei Männer traten aus der Vertiefung eines Felsen hervor, — „das ist die Stimme meines Neffen — Inigo, wie kommst du daher? Hat meine Kugel dich getroffen, statt des Franzosen?" Schmerzlich beugte

er sich über den halb ohnmächtigen Knaben, den Rudolf voll tiefer Betrübniß in seinen Armen hielt. Schnell ward Licht gemacht, und Inigo's Wunde untersucht. „Ach, sie ist tödtlich," seufzte Rudolf tief auf, und bestrich mit Wein die Schläfe des Verwundeten. „Das verhüte Gott!" antwortete der Spanier traurig, und blickte bald auf den Knaben, bald auf Rudolf. „Wer seyd Ihr?" fragte er jetzt den Deutschen. „Der Pflegevater dessen, den Eure Kugel bis zum Tod getroffen hat." „Heiliger Jago! So seyd Ihr der Hauptmann, von dem mir der Knabe so viel erzählt hat. Großer Gott, müssen wir uns so treffen!" Da schlug Inigo die Augen auf: „Bete Rudolf, betet Oheim, es geht zu Ende mit meinem Leben!" und leise küßte er das Kreuz seines Rosenkranzes, den er sonst immer zu tragen pflegte. Weinend kniete Rudolf hin und küßte die bleichen Lippen des Knaben, der zum Letztenmal die Händlein nach ihm ausstreckte. „An deinem Herzen will ich sterben," sprach sanft der Knabe und Rudolf zog ihn weinend an seine Brust. „Don Perez," bat er nach einer kleinen Pause, „laßt meinen Rudolf ungehindert ziehen, wohin er will." „Bei dem Leben meiner Seele," betheuerte der Spanier, „kein Haar soll ihm gekrümmt werden. Kannst du mir verzeihen, mir, deinem Mörder?" fragte er in tiefstem Schmerze. „Das seyd Ihr nicht, Oheim," tröstete der Knabe, und leise und bittend sprach er zu ihm. Don Perez weinte jetzt noch heftiger und geberdete sich wie verzweifelt. „Grüße mir deine Mutter, Rudolf," bat Inigo mit erlöschender Stimme, und heftete die schönen Augeu auf den treuen Freund, der trostlos und stumm mit thränenlosen Augen ihn ansah.

Da hallten Jubelgesänge und Fußtritte durch die stille Schlucht, und Männer nahten sich mit lodernden Fackeln und fröhlichem Antlitz. „Freut Euch, Don Perez, der eingedrungene König Joseph ist zu Viktoria gänzlich geschlagen, und muß nach Frankreich sich flüchten!" „Inigo, Inigo," rief hocherfreut Don Perez, „vernimm die Botschaft der Freude," und leise flüsterte er sie in die Ohren des Sterbenden. Da schlug noch einmal der Knabe die Augen auf; ein Schimmer unendlicher Freude verbreitete sich über die erbleichenden Züge, noch einmal blickte er dankend Don Perez an, blickte auf das Kreuz und wandte nimmer die Augen von Rudolf, bis sie erloschen und das treueste Herz gebrochen war. — „So sterben Engel," rief voll unnennbaren Schmerzens Rudolf, und küßte die bleichen Lippen des Todten. Don Perez raufte sich halb verzweifelnd die Haare aus. „Ich habe seinen Vater getödtet," schrie er trostlos; „sein Blut kommt über mich! weh mir! die letzte Blüthe unseres edlen Stammes hat meine verruchte Hand gebrochen! Weh mir, ich bin verloren für Zeit und Ewigkeit!"

## VI.

Wir finden den Hauptmann Rudolf wieder in der Heimath, in der er, gesichert durch einen Geleitsbrief des Don Perez und durch seinen Abschied, glücklich angelangt war. Die deutschen Heere zogen gegen Frankreich, doch Rudolf nicht mit ihnen; denn eine schwere Krankheit warf ihn auf's Neue auf das Krankenlager. Seine Jugend und die sorgsame Pflege der Mutter retteten ihn zwar, doch sein Vermögen, ohnedem gering, war von den Kosten der Krankheit ganz

aufgezehrt. Er bewarb sich jetzt um eine Civilanstellung; doch er, der seinen Abschied verlangt und erhalten hatte, wurde freilich denen, welche im wirklichen Dienste den Befreiungskrieg gegen Frankreich mitgemacht, und die bestimmtesten Versicherungen zu Civilstellen erhalten hatten, nicht gleich gestellt; er wurde vertröstet und darbte mit seiner Mutter. Das vergrößerte das Leiden seines Herzens, in dem noch das liebliche Bild Inigo's, tröstend oft, mit ungeschwächter Macht herrschte.

Da trat eines Abends ein großer Mann mit einem ausdruckvollen Gesichte in die ärmliche Wohnung. „Kennt Ihr mich noch, Hauptmann Rudolf?" rief der Mann in spanischer Sprache. „Ja," antwortete dieser mit trübem Lächeln, „Ihr seyd Don Perez; ich sah Euch in der schmerzlichsten Stunde meines Lebens." „Laßt die Todten ruhen!" sprach ernst der Spanier, „nehmt dieß, als das Vermächtniß und das letzte Andenken dessen, der Euch unsäglich geliebt hat!" und setzte ein schweres Kästlein auf den kleinen Tisch. Rasch wandte er sich der Thüre zu, und ehe ihm Rudolf folgen konnte, war der Spanier auf seinem flüchtigen Renner entwichen. Als Rudolf das Kästlein öffnete, strahlte ihm Inigo's Bildniß, Gold und Juwelen entgegen. Thränen entströmten seinen und der Mutter Augen, als sie das geliebte Bild erblickten, das sie beide im Herzen trugen. Der Reichthum des Kästleins schützte sie gegen jeden Mangel. „Inigo," sagte dann Rudolf immer, „war mein Alles, mein Retter in der Krankheit, mein Retter von der Sünde, mein Retter von Tod und Gefangenschaft und jetzt mein Ernährer in der Armuth."

## 6.
# Das Christkindlein.

## I.

An den schönen Ufern des Bodensees, unweit Lindau hauste Niklas Sandl auf einem kleinen Hofe, der ihm ein mäßiges, aber doch genügendes Auskommen bot. Er hatte früher unter Georg Freundsberg gegen die Venetianer und Franzosen in Max I. Feldzügen als Lanzknecht gedient, und sich immer den Ruhm eines eben so tapfern, als biedern und menschenfreundlichen Soldaten erworben. Nach fünfzehn Kriegsjahren war er des Krieges, der Wunden und Strapatzen müde geworden, und hatte sich um sein mühsam Erspartes dieß Gütlein gekauft. Er versuchte es anfangs mit einem Geislein, (eine Kuh litt es ihm nicht) und einem alten Pudel, Namens Zottel, dem treuen Gefährten seiner Kriegsjahre, allein auf dem Hofe zu hausen; allein er sah bald, daß seine Junggesellenwirthschaft hier nicht gut thue; so entschloß er sich denn, nicht ohne einigen Kampf mit sich selber, die kaum erlangte Freiheit wieder aufzugeben und sich eine Gehülfin zu suchen. Da sann er lange hin und her, wo er denn anklopfen sollte; die Töchter der Nachbarschaft gefielen ihm nicht; endlich fiel ihm ein, daß er schon gar halb und halb verlobt und versprochen sey.

Das war aber so zugegangen.

Auf dem unglücklichen Rückzug, den das Heer des Kaisers Max, von den Venetianern gedrängt, und von den französischen und spanischen Bundesgenossen fast verrathen, durch Tyrol und Steyermark nehmen

mußte, war Niklas gefährlich verwundet worden. Mit genauer Noth konnte er seinen Verfolgern entrinnen und sich zu einer alten Hütte schleppen. Dort flehte er um Aufnahme und Beistand. Die Bewohnerinnen derselben — ein altes Weib und Grete, ihre Tochter — erbarmten sich des Verwundeten und gaben ihm Hülf' und Wartung, so gut sie konnten. Besonders ließ sich Grete die Pflege des kranken Niklas angelegen seyn. Dessen freute sich dieser ungemein, und als er genesen, dankte er den Beiden von ganzem Herzen. „Geld und Gut hätte er nicht," sprach er gerührt, „aber vergessen wolle er es nicht, was sie an ihm gethan. Gott möge es ihnen lohnen. Wenn er einmal des Soldatenstandes ledig wäre, so wolle er wieder kommen, und ihnen dann so viele Jahre als Knecht ohne Lohn dienen, als sie hier ihn Tage gepflegt." Da die Alte dieß beifällig anzuhören schien, so nahm sich Niklas ein Herz und fuhr weiter: „Noch besser wäre es dann, wenn sie ihn als Schwiegersohn annehmen wollte; er hätte feste Arme und eine gute Seele." Grete erröthete verschämt bei diesen Worten. Die Alte aber lächelte. „Er sey ihr," meinte sie, „als Schwiegersohn gar nicht zuwider; er hätte viele Geduld bewiesen in seinen Schmerzen, und dabei nicht geflucht; auch den Rosenkranz und das Weihwasser nicht verachtet, wie die andern Soldaten es meist thäten; auch könne er die Katzen gut leiden (sie hatte deren in Ueberfluß); dieß sey ein sicheres Zeichen, daß er ein guter Ehemann werden würde. Indessen sey Grete noch zu jung und müsse zuvor noch wachsen und lernen; doch sollte er nach ein paar Jährlein wieder zufragen." So lautete der Bescheid der Mutter, und Niklas mußte sich ihn

gefallen lassen; er nahm also gerührt von der Alten und ihrer Tochter Abschied. Anfangs dachte er noch oft daran. Doch in dem fröhlichen Kriegsleben, wo Eindruck auf Eindruck wechselt, erblich auch Grete's Bild, doch ohne ganz zu verschwinden; und jetzt, nach fast zehn Jahren, trat es mit erneuter Macht vor seine Augen. —

„Grete muß mein Weib werden," dachte Niklas und wunderte sich, daß ihm dieß nicht sogleich eingefallen wäre. Gleich des andern Tages holte er aus der Ecke seinen derben Knotenstock, übergab die Ziege einer gutherzigen Nachbarin zur Fütterung, und trat, von seinem Pudel begleitet, die Reise nach Grete's Heimath an. Nach drei Tagen stand er eines Abends vor der wohlbekannten Hütte. Einige Augenblicke blieb er, von seltsamen Gefühlen bewegt, sinnend stehen; er horchte, ob er nicht die alte Mutter keifen oder die Katzen lärmen hörte. Aber da regte sich nichts; es war Alles stille. — Rasch, ohne zu klopfen, öffnete er ängstlich die Thüre und stand jetzt vor Grete, die am Spinnenrocken saß, und mit freudigem Schreck in Niklas gleich erkanntes Antlitz schaute. „Gott grüße Dich, Grete," hob Niklas mit treuherzigem Ungestüm an, „weil doch Du nur da bist! habe schon geglaubt, ihr seyd Alle fort. Grete, laß Dir jetzt sagen, ein Häusle hab' ich, ein Geisle, ein Wiesele — Gretele — Du sollst Alles haben. Willst Du meine Hausfrau werden?" Das Mädchen aber erröthete in holder Verschämtheit, zerdrückte eine Thräne in den Aeuglein und schlug ein, nachdem sie lange auf die Stelle hingeblickt, wo einst das Lager der Mutter gewesen.

Niklas jubelte laut auf. „Wo ist denn das

Mütterlein? Sie muß Ja sagen, mag sie wollen oder nicht." Da weinte Grete, und erzählte ihm, wie die Mutter gestorben sey, und jetzt draußen liege auf dem Kirchhofe. Auch Niklas trauerte um die gute Alte und suchte seine Braut zu trösten. Der war es indessen recht schlecht gegangen; schon war sie Willens gewesen, ihr Hüttlein zu verlassen und in die Fremde zu ziehen; doch Niklas Ankunft änderte Alles. Dieser drang auf Eile; die Verwandten wurden zufrieden gestellt, und die Hütte um einen billigen Preis verkauft. Dann nahmen die Beiden von der Mutter am Kirchhofe Abschied, und zogen getröstet fort.

## II.

Sie kamen, von dem Segen des Herrn geleitet, glücklich in die Heimath. Geld und Gut hatte Grete freilich nicht in das Haus gebracht; einige Kleider, ein silbernes Kreuz — ein Pathengeschenk — waren alle ihre Habseligkeiten; dazu kam noch die Lieblingskatze ihrer Mutter, welche sie ihr auf dem Sterbebette auf die Seele gebunden hatte, und nun, in einen Korb gepackt, die Reise mitmachte, obgleich Zottel, der Pudel, ein sehr grämliches Gesicht dabei schnitt, und sein Mißvergnügen ob solcher Gesellschaft durch Brummen und Knurren sehr deutlich zu erkennen gab. Doch diese Feindschaft dauerte nicht lange, sie gewöhnten sich zu Hause an einander und beobachteten wechselseitig ein anständiges Betragen, das sogar nach geraumer Zeit den Schein von Vertraulichkeit annahm. Vielleicht mochte die gegenseitige Achtung ihrer Verdienste — Maunzi war eine sehr brave Mauskatze und Zottel

der beste Wächter in dem Dörflein — nicht wenig dazu beigetragen haben.

Niklas und Grete's Glück mehrte sich von Tag zu Tag; unter ihrer Hand gedieh Alles so gut; statt einer Ziege konnten sie bald zwei halten, und Niklas meinte, es müsse, wenn es so fortginge — bald aus der einen eine Kuh, aus der andern gar ein Rößlein werden. Seine Freude stieg auf das Höchste, als ihm Grete binnen vier Jahren zwei Knäblein gebar, von denen er das eine Georg — seinem alten Feldherrn Freundsberg zu Ehren — das andere aber — zum Andenken an seinen verstorbenen Vater — Christian nannte. — Die Kleinen wuchsen heran, von Engeln begleitet, voll Gesundheit und Kraft — und blühten wie Röslein in Schönheit und Unschuld. Sie waren des Vaters Stolz und der Mutter Freude. Kam Niklas des Abends von seiner Arbeit nach Hause, so liefen ihm die Büblein von Weitem schon entgegen, herzten ihn mit ihren treuherzigen Liebkosungen, erzählten ihm, was sie des Tages über getrieben; dann erhob sich auch der Pudel Zottel von seinem Lager, einer alten, jetzt leeren Hühnersteige, die aber zur Hälfte von Georg als Stallung für sein hölzernes Reitpferd benützt wurde, und eilte den Herrn zu begrüßen, nicht ohne geheime Eifersucht auf die Maunzi blicken zu lassen, die gleich ihm all' ihr Bestes that, um durch Schnurren und Streicheln ihre Freude ob der Ankunft des Hausvaters an den Tag zu legen. Da hatte denn Niklas immer vollauf zu thun, bis die Büblein, der Pudel und die Katze zur Ruhe gebracht, belobt und zufrieden gestellt worden waren. — Dann kam Grete, das gute Weib, und drückte freudig

dem biedern Gatten die Hand und brachte die Abendsuppe, die von Allen mit dem besten Appetit verzehrt wurde. Die Ueberreste der Mahlzeit kamen dem Zottel und der Maunzi zu statten, wobei Georg für seinen Liebling — den Pudel — und Christian für sein Kätzlein mit größtem Eifer und seltener Gewissenhaftigkeit die Theilung vornahmen, damit ja Keines davon zu kurz käme.

## III.

Um Johannis gingen Georg und Christian in den Wald, um Beeren für die Mutter zu suchen. Die Mutter hatte ihnen Zottel als Wächter mitgegeben, und ihnen eingeschärft, ja sich nicht zu weit zu entfernen. Die Knäblein suchten eifrig und ihre Mühe blieb nicht unbelohnt, und bald wurde das Strohkörblein voll der schönsten Beeren. Sie dachten schon auf die Heimkehr, als Zottel plötzlich vor einem dicken Strauch stehen blieb und hastig bellte. Die Knaben eilten hin und sahen, als sie die Blätter und Aestlein auseinander breiteten, ein Kindlein liegen, welches durch das Bellen des Hundes erwacht zu seyn schien und kläglich schrie.

„Da schau her, Christian," rief Georg, „was das für ein nettes Büblein ist!" nahm es in seine Arme und suchte es, liebkosend zu beruhigen. „Du," fragte jetzt Christian, „wo bist denn du her? Wie heißt du denn, und wem gehörst du?" Der Kleine aber antwortete nicht; er schaute sie mit seinen blauen Aeuglein bittend an, und streckte die Händlein nach den Beeren aus. Georg gab ihm Einige davon in den Mund, die er begierig aß. Darauf hielten sie

Rath, was sie doch mit dem Büblein thun sollten? denn auf alle Fragen antwortete es nur mit einem seltsamen unverständlichen Lallen; nach reiflicher Ueberlegung faßten nun Georg und Christian den Entschluß, es nicht im Wald zu lassen, sondern zur Mutter heimzutragen, und sie und den Vater zu bitten, sie sollten das Kindlein behalten, weil es gar so hübsch und nett sey.

Die Mutter staunte nicht wenig, als ihre Söhnlein das Kind daherbrachten, und erzählten, wie sie es gefunden hätten. Voll Barmherzigkeit drückte sie es an ihr mütterliches Herz, und eilte ihm Milch von der Ziege zu bringen. Der Kleine ließ sich diese trefflich schmecken. Während dessen hatte Grete Zeit, das Kind näher zu betrachten; es mochte höchstens zwei Jahre alt seyn; seine Züge waren fein und zart; die Haare blond, die Aeuglein blau, die Haut von blendender Weiße. Nur ein Hemd, von feinsten Linnen umschloß das Leiblein. Grete sah, daß dieß Hemdlein an den Schultern mit drei silbernen Röslein gezeichnet sey; sonst fand sie nichts, was ihr an dem Kinde aufgefallen wäre.

Als Niklas nach Hause kam, sah er mit großer Verwunderung den Zuwachs, den seine Familie während seiner Abwesenheit erlangt hatte. Grete, welche Georg und Christian kaum zu Worte kommen ließen, erzählte ihm Alles. Gerührt drückte er das arme Kindlein an seine Brust und herzte es. Der Kleine hatte aber alle Furcht abgelegt, spielte mit Niklas Knebelbarte und lachte herzlich, als Zottel und Maunzi herbeikamen, und mit großen Augen und vieler Neugierde den neuen Gast betrachteten, und durch

freundliches Lecken und Streicheln ihre Zufriedenheit über seine Ankunft erkennen zu geben schienen.

Niklas ging, von Georg begleitet, noch denselben Abend in den Wald, um nachzusuchen, ob man nichts Näheres von dem Kindlein oder seinen Eltern erfahren könnte. Er fand nichts, trotz aller Mühe. Weit und breit stellte er Nachforschungen an, aber Niemand wollte von dem Kindlein etwas wissen. Als dann Niklas alle Mühe vergeblich sah, sagte er zu seinem Weib: „Grete! das Büblein hat unser Herr Gott uns in das Haus geschickt; wir behalten es und lassen es nimmer her; du machst die Mutter und ich mache den Vater; es wird schon klecken, daß wir's ernähren und kleiden können.“ Grete drückte gerührt die Hand des biedern Mannes; er hatte ihr aus der Seele gesprochen. Von nun an betrachteten sie das Kindlein als ihr eigenes, und hießen es Johannes, weil es am Johannestage gefunden worden war, und zogen es auf in Liebe und Sanftmuth, in der stillen Hoffnung, der Herr könnte es doch noch einmal den rechten Eltern zurückgeben. Darum hob auch Grete als eine kluge Frau das Hemdlein des Kleinen sorgsam auf, damit doch etwas da wäre, woran man das Kind erkennen konnte.

## IV.

Es war bereits Weihnachten herangekommen. So friedlich als es sonst in Niklas Hütte zuging, so erhob sich dießmal dennoch ein Streit unter den Brüderlein, der zu merkwürdig ist, um nicht mit der gehörigen Genauigkeit erzählt zu werden.

Am Abende der heiligen Nacht erzählte Grete

ihren Söhnlein gar viel von dem Christkindlein, wie es gar so gut und fromm gewesen und allen Menschen das Heil gebracht hätte. Georg und Christian hörten andächtig zu und schauten von Zeit zu Zeit auf den kleinen Johann, der in seinem Bettlein zu Grete's Füßen lag, und mit seinen Aeuglein freundlich und still die erzählende Mutter anblickte. Immer näher und näher drängten sich Georg und Christian zur Mutter und dem Hänslein hin, an dessen Seite sich friedlich der Pudel und das Kätzlein gelagert hatten. — Eine rührende Gruppe! Niklas schaute mit tiefer Bewegung und Freude bald auf sein Weib, bald auf die Kleinen. „Grete," fing er jetzt an, „schaut unser Hänsle nicht aus, wie fast das Christkindlein zu Bethlehem?" „Und Georg und Christian wie die Erzengel Gabriel und Raphael?" erwiederte Grete lächelnd, und drückte die Büblein an sich.

Die schöne Vergleichung gefiel diesen überaus. „Das Hänsle ist das Christkindlein," riefen sie und klopften freudig in die Händlein; „ich bin der Raffele," fuhr Georg fort, „und ich der Gabrele," fügte Christian hinzu. Sie lagerten sich fröhlich neben dem Hänsle, und setzten ihm eine Krone von Goldpapier auf das kleine Haupt, weil ja die Mutter gesagt hatte, das Christkindlein sey ein mächtiger König gewesen.

„Mutter," fing jetzt Georg mitten im Spielen und Kosen an; „das Hänsle ist das Christkindlein, du bist die Mutter Maria, der Vater ist der heilige Joseph, und wir sind die Engelein; du hast uns aber erzählt, daß auch noch ein Oechslein und ein Eselein bei dem Christkindlein gewesen sind, und es mit ihrem

Hauche erwärmt haben. Wie wäre es denn, wenn der Zottel das Oechslein und die Maunzi das Eselein machten? Meinst du nicht?"

Niklas und Grete lachten bei diesem seltsamen Vorschlag und meinten, dieß ginge sehr wohl an. Aber nur Einer — Christian — protestirte dagegen, und begann mit seinem Brüderlein zu streiten, wer denn das Oechslein vorstellen sollte, der Zottel oder die Maunzi. In ihren kindlichen Begriffen hielten die beiden Kleinen dafür, es sey weit ehrenvoller ein Ochse, als ein Esel zu seyn; und Jeder von ihnen wollte diese Ehre seinem Liebling zubringen, Christian dem Kätzlein — Georg seinem Pudel. „Der Zottel muß das Oechsle seyn," betheuerte Georg; „der Ochse ist ja weit größer als der Esel; also muß auch der Zottel das Oechsle seyn; weil er größer ist, als die Maunzi." Dieß ließ aber Christian nicht gelten; „der Zottel ist zwar größer," meinte er; „aber die Maunzi ist stärker, denn der Zottel läuft immer davon, wenn die Maunzi auf ihn losfährt." Dieß war vollkommen wahr, denn obgleich Zottel sich unter den Hunden der Nachbarschaft in gebührendem Respekt zu erhalten wußte, so hatte er doch schlechterdings keine Lust sich mit der Maunzi in Streit einzulassen, wenn sie zu Zeiten übertriebene und manchmal offenbar ungerechte Ansprüche auf die Ueberbleibsel der Suppe oder auf die von ihm mühsam herbeigeschleppten Beinlein machte. Da spielte er immer den Gescheidtern und räumte das Feld, entweder aus angeborner Sanftmuth und Liebe zum Hausfrieden, oder was wahrscheinlicher ist — aus geheimer Furcht vor den Krallen der Maunzi, deren Schärfe er anfangs gar oft verkostet hatte. — Christian glaubte

schon gesiegt zu haben; allein Georg gab noch nichts verloren; er rief jetzt seinen Vater zu Hülfe, der, wie er wußte, dem alten Pudel gewogener war, als der Katze, und bat ihn, den Streit zu entscheiden. Niklas befand sich jetzt in einer großen Verlegenheit; er hätte die Sache so gerne nach Gerechtigkeit und wo möglich zu Gunsten des Pudels entschieden; allein er konnte doch dem Christian, bezüglich seiner Behauptung, daß Zottel einige Furcht vor der Katze an den Tag lege — nicht Unrecht geben. Da wandte er sich um Rath einzuholen an sein Weib. „Grete," fragte er, „was meinst denn du? Wer hat Recht? wer soll das Oechsle machen? was möchtest denn du lieber seyn? ein Oechsle oder ein Esele?" Grete aber lachte von ganzem Herzen. „Am liebsten keines von Beiden!" meinte sie, und ließ durch diese Antwort ihren Gatten in der alten Verlegenheit; Christian aber rüstete sich, die errungenen Vortheile zu verfolgen und einen vollständigen Sieg zu erfechten.

„Die Maunzi," hob er voll Muthes und mit jugendlicher Uebertreibung an, „hat ein Schweifele, schier so groß wie ein Oechsle, und des Zottels sein's ist kaum so groß, wie das des Geisle."

Dieß hatte wieder seine Richtigkeit; Zottel war durch Unglück oder durch böse Buben um die Zierde seines Hintertheiles gekommen, während das Kätzlein noch immer mit einem stattlichen Schweife prangte.

Niklas schwieg wie betäubt bei diesem neuen Grunde. Georg verstummte vor Schreck einige Augenblicke, allein er faßte plötzlich neuen Muth. „Die Maunzi," behauptete er, „muß das Esele werden; denn es schreit, wenn es miaut, schier wie ein Esele

so fein und hell; aber der Zottel, wenn er bellt, so brüllt er schier so stark, wie ein Oechsle." Niklas nickte beifällig.

„Mit nichten," entgegnete Christian; „der Zottel muß das Esele machen; denn er hat Ohren, so groß wie ein Esele; aber die Maunzi hat kleinwinzige Oehrlein."

Georg ließ bei dieser Einrede das Köpflein hängen; schon streckte Christian das Händlein aus, um sein Kätzlein auf den Ehrenplatz zu führen, als sich Georg mit einer neuen Einrede erhob: „Der Zottel muß das Oechsele machen; denn er hat ein weit größeres Maul, stärkere Zähne und dickere Füße. Die Maunzi aber hat ein ganz kleines Göschlein, Füßlein wie ein Spatze, und Zähne wie ein Mäuslein." Und triumphirend schaute er auf den lächelnden Vater und erhob sich stolz, um den Pudel zur Rechten des kleinen Johannes zu setzen.

Christian aber streckte ihm abwehrend die Händlein entgegen. „Da wird nichts daraus," rief er laut und brachte einen neuen Grund vor, der unwiderlegbar war und ihm den Sieg endlich verschaffte.

„Die Maunzi," behauptete er, „ist weiß, und der Zottel grau; es gibt aber — so schloß er mit seltenem Scharfsinn — keinen weißen Esel, sondern lauter graue; in der Mühle zu Langenthal sind sie Alle grau; wohl aber gibt es weiße Ochsen; darum muß das Maunzi das Oechsele, und der Zottel das Esele machen."

Dagegen ließ sich nun freilich nichts einwenden; selbst Niklas, der doch schon so weit herumgekommen war, gestand, daß er nie einen weißen Esel gesehen

hätte. So wurde nun der hartnäckige Streit zu Gunsten der Maunzi entschieden, und ihr der Ehrenplatz als Oechselein eingeräumt, während Zottel mit vieler Gelassenheit sich zur linken Seite begab und geduldig den Esel vorstellte. Georg machte freilich ein betrübtes Gesicht; doch Grete brachte bald wieder Alles in das alte Geleise; sie machte den Brüderlein den Vorschlag, Maunzi sollte heute das Oechslein, morgen aber statt des Pudels das Eselein vorstellen, und so Beide geziemender Weise abwechseln. Das ließen sich denn die Beiden gerne gefallen und spielten so friedlich und einträchtig mit dem kleinen Johannes, dem Pudel und der Katze, wie zuvor.

Dem Niklas hatte aber der ganze Streit viele Freude gemacht. „Weib," sagte er, „die Büblein haben Ehre im Leib; sie werden mit der Zeit werden, wie ich; sie wollen lieber Ochsen, als Esel seyn."

## V.

So hatten Niklas und Grete in einer vergnügten Ehe zehn Jahre gelebt. Johannes, von dessen Herkunft und Eltern man durchaus nichts erfahren konnte, war bereits zwölf Jahre alt geworden. Da erkrankte Niklas und genas nimmer. Fromm und rechtschaffen hatte er gelebt, darum war auch sein Ende ein seliges. Lange voll Kümmerniß und Betrübniß trauerte Grete um den geliebten Gatten, und überall empfand sie den Verlust seiner Liebe und Thätigkeit. Georg war bald nach des Vaters Tode in die Fremde gezogen, um der Mutter eine Erleichterung zu verschaffen. Diese hausete nun mit Christian und dem kleinen Johannes fort; allein es wollte nimmer so

gut gehen, als sonst. Nur kümmerlich konnte sie sich forthelfen, es ging immer schlechter, so daß sie in Schulden kam. In ihrer Noth that ihr ein benachbarter Bauernknecht den Antrag, sie zu ehelichen. Gegen seine Person und seinen Leumund wollte Niemand etwas einwenden. Lange wollte Grete nicht daran. Allein die Noth und ihre Gläubiger drängten sie; so folgte sie denn, wiewohl mit wenig Freude, dem Rathe einiger gutherzigen Nachbarn und nahm den Kaspar — so nannte sich der Knecht — zum Manne. Aber wie sehr hatte sich die gute Grete in ihren Hoffnungen getäuscht! Kaspar begann gleich nach der Hochzeit eine böse Wirthschaft. Mit Rauhheit und Ungestüm und vielen Scheltworten plagte er sein Weib und ihre Söhne, sie konnten ihm nicht genug arbeiten, obgleich sie das Aeußerste thaten; er sperrte ihnen das Brod ein und ließ sie gar oft Hunger leiden; bei dem kleinsten Versehen wurde er zornig und ließ seinen Zorn an Grete und Christian und Johannes aus. Grete mußte schweigen, wollte sie nicht von dem rohen Mann geschlagen werden und das Uebel noch ärger machen.

Nach einigen Monaten erklärte Kaspar mit dürren Worten, Johann, der, wie er wohl wußte, ein Findelkind war, müsse sein Haus verlassen; er sey lange genug hier gefüttert worden, es könnte ihn jetzt auch ein Anderer füttern. Der Knabe sey groß genug, um zu dienen und Schafe oder Schweine zu hüten. — Alle Bitten, alle Vorstellungen Grete's, die den Johannes wie ihr eigenes Kind geliebt hatte, waren vergebens. So mußte denn Johann das Haus verlassen, in welchem er seine Kinderjahre so vergnügt verlebt hatte. Er weinte bitterlich, als er sich von

Mutter Grete und Christian trennen mußte. Diese begleiteten ihn ein Stück Weges; beim Abschied drückte sie in tiefster Rührung ihm die Hand; sie gab ihm der Lehren und Ermahnungen gar viele, und bat ihn, des Gebetes nie zu vergessen; dann gab sie ihm das Hemdlein und erzählte ihm genau, wie er sey in dem Walde gefunden worden, und schied mit Christian unter Thränen und Segenswünschen von dem Knaben, der schluchzend, die Hände zum Himmel ringend, lautjammernd sich fortriß.

## VI.

Johannes hatte den Rath bekommen, als Hirtenbube Dienste bei einem Bauern zu nehmen, was ihm gar nicht fehlen könne, da eben die Zeit des Frühlings und der Weide angebrochen war. Der Knabe versuchte bei mehrern Bauern sein Glück, allein entweder waren diese schon mit Dienstboten versehen, oder sie trugen Bedenken, den zarten, schwachen Knaben aufzunehmen. So wanderte der Arme unter vielen Beschwerden, oft Noth und Hunger leidend, doch immer auf Gott vertrauend, wie ihn die Mutter Grete gelehrt hatte, gegen Füssen zu. Dort nahm ihn ein Bauer als Hütknabe an, und sandte ihn die Alpen hinauf, die Schafe zu hüten.

Auf den hohen Bergen, wo prachtvoll sich der tiefblaue Himmel wölbte, und mild und erquickend die reinste Luft wehte, wurde es dem kleinen Johann wieder wohl und frisch um das Herz. Von seinen Lämmlein umgeben, im Schatten der blühenden Büsche und Bäume gelagert, sang er seine unschuldvollen Lieder, welche ihn die Mutter Grete gelehrt. Er vergaß

nie, was sie an ihm gethan. Gar oft wandte er, mitten in der Freude seines Herzens das Auge der Gegend zu, wo sie und seine Brüder wohnten, und bei dem Gedanken, was sie dort leiden mußten, wurde es oft von Thränen genäßt. Da dachte er oftmals nach, wer seine Eltern wären, aber keine sichere Spur von ihnen und seinem frühesten Leben konnte er sich in's Gedächtniß zurückrufen. Nur Ein Bild war ihm geblieben. Er glaubte, sich zu erinnern, daß eine Frau, ganz anders als Grete, prachtvoll und reich gekleidet, ihn auf den Armen getragen hätte. Oft dann seufzte er auf und betete: „Vater im Himmel! Du hast ja allen Kindern Vater und Mutter gegeben, warum denn mir nicht? Eine Pflegemutter hast Du mir nur auf so kurze Zeit gegeben, als wolltest Du sie mir nur leihen. Wenn die Pflegemutter um mich so geweint hat, wie wird erst meine rechte Mutter um mich geweint haben! O Jesukindlein, schau, Du hast eine Mutter gehabt, einen rechten Vater und einen Nährvater, eine Ahnfrau und einen Ahnherrn, eine Base und ein kleines Vetterlein, den guten Johannes, wär' es Dir denn gar nicht möglich, daß Du mir auch was solches gäbest?"

Johannes wurde erhört, aber auf umgekehrte Art. Der Herbst war bereits angebrochen, und die Hirten schickten sich bereits an, mit ihren Heerden die Berge zu verlassen. Auch Johann war beschäftigt, sein Bündlein zu schnüren, und sich und seine Heerde reisefertig zu machen, als in einer stürmischen Nacht an der Thüre seines Hüttleins gepocht wurde. Er wollte anfangs seinen Ohren nicht trauen, und stand erst dann auf, als sich das Pochen wiederholte, und

Seufzen und stilles Jammern in die schwachen Schläge tönte. Er zündete einen Span an, und öffnete eilig die Thüre. Wie staunte er nicht, als eine ärmlich gekleidete Frau, ein Kindlein auf dem Arm, hereintrat, in höchster Erschöpfung sich setzte und mit schwacher Stimme eine Labung begehrte. Voll Mitleiden setzte ihr der Knabe Milch, Brod und Käse vor. Mit Gierde verschlang das Weib Alles. Darauf aber wurde sie schwächer, so daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Johann führte sie zu seinem ärmlichen Strohlager. Dort weinte das Weib im heftigsten Schmerzen und benetzte mit ihren Thränen das Kindlein. Sie wimmerte leise und bat durch Zeichen den Knaben um einen Trunk frischen Wassers. Trotz des strömenden Regens eilte dieser zu der ungefähr eine Viertelstunde entlegenen Quelle. Als er aber zurück kam, fand er das Weib todt, das Kindlein aber, welches ihre Arme krampfhaft umschlungen, ruhig an der Brust schlafend.

Voll Bestürzung gewahrte Johann diesen jammervollen Anblick. Er kniete nieder und betete für die Verstorbene, die der Herr so schnell aus diesem Leben abgerufen hatte. Dann suchte er das Kindlein aus den Armen der Mutter zu winden. Das Knäblein aber weinte und schaute immerfort auf die todte Mutter, und auch Johannes Augen wurden naß. „Mein,“ seufzte er, „wer ist wohl schlimmer daran, die Todte, die da gestorben ist ohne geistliche Hülfe, oder das arme Würmlein, das Niemanden hat und nicht weiß, wo ein und wo aus? O Herr, erbarme dich ihrer!“ Bis zum Morgen blieb er bei dem todten Weibe sitzen, bald betend, bald das Knäblein wiegend und herzend,

das gar oft voll Verlangen und Sehnsucht die Aermlein nach der erstarrten Mutter ausstreckte.

Als der Tag angebrochen war, eilte Johannes zu seinen Mitknechten, die eine halbe Stunde weiter aufwärts ihre Heerden weideten, um Hülfe zu suchen, und ihnen den seltsamen Vorgang der Nacht zu erzählen. Sie begleiteten ihn willfährig zur Hütte. Das todte Weib war ihnen Allen unbekannt und ihr schneller Tod sehr auffallend. Barthel, der älteste und klügste von ihnen, meinte, sie könnte gar an einer schnell tödtlichen, ansteckenden Krankheit gestorben seyn, die in der Nähe der Gegend herrschte, und rieth, sie eiligst zu begraben. Das geschah auch. Hab und Gut fand man bei ihr nicht; nur in einem leinenen Tüchlein einige Briefe; diese nahm Johann zu sich, da die Andern Scheu davor trugen. Auch um das Kindlein wollte sich Keiner kümmern, und überließen es gerne dem Knaben, der es mit herzlicher Freude in seine Arme schloß, und meinte, der Bauer werde es ihm schon abnehmen, wenn er mit seiner Heerde nach Hause komme, und weiter dafür sorgen.

Anfangs hatte er seine Noth mit dem Büblein. Es klagte und weinte viel; doch Johanns Liebkosungen gelang es in kurzer Zeit, dasselbe zu beruhigen. Er zog dem kleinen Michel — so hatte ihn das verstorbene Weib genannt — das schmutzige, halbzerrissene Hemdlein ab, und that ihm dafür jenes um, welches er selber vor eilf Jahren getragen und ihm Mutter Grete so sorgsam aufbewahrt hatte. Dabei erinnerte sich Johann, wie auch er ein Findling gewesen sey, und es ihm wohl gethan habe, eine barmherzige Pflegemutter unter fremden Leuten zu finden. Darum nahm

er sich voll Liebe des Kindleins an, wartete und nährte es mit den besten Bissen, und hatte seine Freude daran, wenn das Kindlein voll Vertrauen die Aermlein nach ihm ausstreckte, und die süße Milch sich so herzlich schmecken ließ, oder auf den Wiesen mit den Lämmlein scherzte und spielte, die sich ihm ohne Scheu und Furcht nahten. —

Jetzt war die Zeit zur Heimkehr gekommen. Getrosten Muthes trieb er seine Heerde nach Hause. Er hatte sie treu und sorgsam gehütet und der Segen des Herrn hatte sie gemehrt.

„Schau, Bauer," sagte er treuherzig, „da hast du deine Lämmlein, Schäflein und Böcklein; ich bringe dir mehr zurück, als du mir mitgegeben hast." Der Bauer sah mit zufriedenen Blicken auf die Heerde. — „Noch was habe ich dir mitgebracht," fuhr der Knabe fort, öffnete sein Körblein, und hob den kleinen Michel heraus; „dieß wird dir vielleicht lieber seyn, als die ganze Heerde." Lächelnd bot er das Kindlein dem Bauer an. Dieser aber machte ein griesgrämiges Gesicht und fragte ihn, wie er zu dem Kinde gekommen. Johann erzählte ihm Alles, die Noth und das Elend des Weibes und die Verlassenheit des Kindes. „Damit hättest du mir wohl vom Halse bleiben können," erwiederte unwirrsch der Bauer; „wer weiß, wem der Bankert angehört; solche Waare mag ich nicht auf meinem Hofe; fressen viel und arbeiten nichts!"

Mit großer Betrübniß und Niedergeschlagenheit hatte Johann die harte Rede des Mannes vernommen. Er bat flehentlich, und ließ mit Bitten nicht nach, bis ihm der Bauer erlaubte, das Kind dürfe bei ihm schlafen und von seiner Speise mitessen, wobei er,

um die Habsucht des geizigen Mannes zu befriedigen, willig auf die Ausbezahlung seines ohnedieß so geringen Lohnes verzichtete.

So durfte denn Johann sein Büblein behalten, er hatte jetzt Arbeit genug, dasselbe und sein Lämmlein zu pflegen; er that beides mit Eifer und Treue. Seinen Michel gewann er immer lieber; es freute ihn, daß er von Tag zu Tag an Gesundheit zunahm. Eine mitleidige Magd, die, wie er, im Hofe diente, half ihm den Kleinen nähren und kleiden; denn von dem Bauern und seinem neidigen und geizigen Weibe, die ihn nur zu oft einen Balg nannten, erhielt er nichts; ja, er mußte sehen, wie ihn der Bauer mit Arbeit überhäufte und brummend ob jeder Minute schalt, die er der Pflege des Kindes widmete. Martha, des Bauers Weib, rieth ihm gar oft, er solle des Nachts den kleinen Michel in einen benachbarten Hof aussetzen. Aber Johann konnte sich nimmermehr von dem Kinde trennen; es war ihm zu lieb geworden. Martha erbot sich öfters, das Kind selbst in ein anderes Haus unterzubringen; aber der Knabe konnte dem bösen Weibe nicht trauen, und fürchtete ihre Falschheit und Hinterlist. —

Dem Bauer und seinem Weibe wurde aber Johann und sein Kindlein lästiger von Stunde zu Stunde. Deßhalb sagten sie ihm eines Tages mit dürren Worten, er solle sich mit seinem Michel um einen andern Dienst umschauen; denn zwei Herren könne man nicht zugleich dienen; entweder müsse er das Knäblein lassen, oder die Lämmlein. Dem Knaben aber wurde die Wahl nicht schwer; betrübt streichelte und liebkosete er seine Lämmlein, die er so treu und sorgsam gehütet,

schied von den Knechten und Mägden des Hofes mit freundlichem Gruße, von dem Bauer und der Bäuerin ohne Zorn und Groll. Das Knäblein auf dem Arme, in der Hand ein Stöcklein, auf dem Rücken ein Ränzlein, so zog er fort und empfahl sich und sein Knäblein dem Schutze des Höchsten.

## VII.

Es war Spätherbst, als sich Johann auf den Weg machte und nicht wußte, wo ein und wo aus. Er meinte wiederum bei einem Bauern Dienste zu nehmen; allein er fand keinen, der ihn annahm. Die Meisten zuckten die Achseln, wenn sie die Jugend und Schwäche des Knaben betrachteten und lachten auf, wenn er die Bedingung stellte, sich von seinem Kindlein nicht trennen zu dürfen. Die Mitleidigen gaben ihm ein kahles Versprechen, er sollte auf das Frühjahr wieder nachfragen, oder ein Stücklein Brod auf den Weg. Da ging es dem armen Knaben wohl recht hart; und manchmal schlich sich eine Thräne über die bleiche Wange, wenn er seinen Findling und die Zukunft, die ihrer warten mochte, betrachtete. Doch verzagte er nicht. Das gläubige, feste Vertrauen, das ihm Niklas und Grete durch Worte und Beispiel in die Seele gepflanzt, regte sich in den Stunden der Bangigkeit mit doppelter Macht, und hielt ihn jederzeit aufrecht. So war er denn unter vielen Beschwernissen — es war bereits Dezember geworden, und hatte viel geschneit — nach der großen Reichsstadt Augsburg gekommen. Gerade war es der Christabend; die Glocken läuteten, die Lichter glänzten in allen Häusern und warfen ihren Schein auf die gefrorne Eisdecke der

Straßen. Eine sanfte und ungewöhnlich milde Luft wehte durch die tiefblauen Himmelsräume, und zahlreiche Schaaren von neugierigen Menschen wogten auf und ab auf dem Christmarkte, die Stände und Läden voll der reichsten und glänzendsten Waaren zu besichtigen. Still und unbemerkt wandelte Johann durch den Markt und staunte mit offenen Augen die Herrlichkeit an, die er in seinem armen Dörflein freilich nie erblickt hatte. Da wurde ihm das Herz weit und sein Muth fröhlich.

„Ei," sprach er getröstet, „Michel, da schau' du die schönen Sachen an; es gehört Alles dem Christkindlein, das Christkindlein schenkt es uns; da hast du die Wahl; suche dir nur etwas aus; du wirst Hunger haben, wie ich; ich will dir vor Allem ein Honigbretzlein nehmen!" und er trat alsbald zu einem Laden und nahm ein Honigküchlein für den Kleinen. Der ließ es sich von ganzem Herzen schmecken. Aber dem Johann wurde es ganz anders, als der Kaufmann die Bezahlung von ihm verlangte. „Ei, warum denn?" fragte der Knabe, „was soll ich Euch zahlen? Dieß gehört Alles dem Christkindlein, und das Christkindlein schenkt es uns als ein Weihnachtsgeschenk!" — „Ei, da bist du im großen Irrthum," erwiederte lächelnd der Kaufmann, „hier ist nichts umsonst, aber Alles um Geld zu haben; du mußt Alles zahlen." Da wurde Johann sehr betrübt und meinte, er solle nur zuwarten; denn in der Nacht käme das Christkindlein und zahle ihm Alles mit großem Dank bei Heller und Pfenning. Der Kaufmann aber wollte hievon nichts wissen und rieth ihm, — wahrscheinlich, um den Scherz weiter zu treiben — das Beutelein

herauszuziehen und zu zahlen. Johann, der wohl seine Lebtag keinen Beutel besessen, kehrte in der Angst seines Herzens die Taschen um, fand aber nichts als Brosamen und einige Krümmlein schwarzen Brodes, die Ueberreste seiner heutigen Mittagsmahlzeit. —

Der Kaufmann sah die Noth des Armen und hatte damit Erbarmen. Er gab seinem Büblein einen Honigkuchen, dem Knaben selber aber ein Silberstück. Freudig dankte dieser dem guten Manne, und klagte ihm, wie er gar großen Hunger und Durst hätte. Darauf wies ihm der Kaufmann ein großes Haus, wo eine Menge Lichter brannten und viele Leute aus- und eingingen, und erinnerte ihn, daß er dort zahlen müsse, setzte aber zu Johannes großem Troste bei, daß dieß Silberstück für eine gute Mahlzeit für Beide mehr als hinreichend sey. —

Johann that, wie ihm der Kaufmann gerathen, und trat in das Haus; es war ein Gasthaus und vollgefüllt mit Menschen, die da bei einem Kruge Bier oder einer Kanne Wein die Zeit der Metten abwarten wollten. Johann suchte für sich und sein Kindlein ein stilles abgelegenes Plätzlein und ließ sich ein Glas Bier — ein Labsal, das ihm lange nicht geworden war — geben.

Michel aß mit Herzenslust an seinem Honigkuchen und schaute mit seinen Aeuglein freundlich bald auf den Knaben, bald auf die Gäste, von denen Mancher mit neugierigen Blicken auf den unbekannten Knaben und sein Kindlein schaute. —

Es war jetzt Zeit zur Mette. Alles brach auf und eilte zum Dom. Auch Johann nahm sein Büb-

lein, und ging den Leuten nach. Wie wurde ihm, als er in der Domkirche die Pracht und Herrlichkeit schaute, die sich in Fülle vor seinen Augen entfalteten! Mit trunkenen Blicken betrachtete er die von Gold und Purpur strahlenden Altäre, deren Glanz mit dem Feuer der unzählbaren Kerzen zu wetteifern schien. Er sah die riesigen Statuen von Silber und Marmor; und die herrlichen Bilder der Heiligen schienen ihm zu leben und vom Himmel auf die Erde herabgestiegen zu seyn, um das Christkindlein zu besuchen. Wie wurde ihm dann, als er den Bischof in würdevoller Pracht und Herrlichkeit, von seinen Priestern und Leviten begleitet, zum Altare treten sah, als des Weihrauchs Wohlgeruch in flüchtigen Wolken um ihn wogte und zur Höhe stieg, und der Orgel mächtige Töne mit den lieblichsten Stimmen kunstvoller Sänger und Sängerinnen in schönster Harmonie an sein Ohr schlug! Da meinte er, er sey nimmer auf der Erde, der Himmel habe sich aufgethan und der dreieinige Gott steige herab mit den Engeln und allen Heiligen. Er sank zur Erde und weinte, daß eine Thräne die andere schlug; aber die Thränen waren so süß und milde. Er schaute in dem Entzücken seines Herzens auf sein Büblein nieder; verlangend streckte dieses die Aermlein zum Altare aus, wimmerte voll Sehnsucht. Johann wiegte es tröstend und liebkosend; „Michel," sprach er leise, „jetzt kommen die Engel und das Christkindlein mit seinem Vater und seiner Mutter, sie holen uns alle Beide ab und bringen uns zu den Eltern." Das Kindlein wurde ruhig, als hätte es ihn verstanden, schlief ein und lächelte im Schlafe, als spräche es mit den Engeln des Himmels.

Dem Johann wurde es jetzt so wohl und doch so wehe um das Herz; er sah von seinem Winklein, das er sich ausgesucht, die Menge der Menschen, reich und herrlich gekleidet; er sah die Kinder knieen zur Seite der Eltern; das Antlitz glänzend von Freude und Hoffnung auf das Christkindlein, das ihnen Geschenke bringen sollte. — Da befiel eine tiefe Wehmuth das Herz des Knaben. „Sie haben Vater und Mutter,“ seufzte er leise, „und Brüder und Schwestern, und wir arme Würmlein, wir haben nichts.“ Er dachte an die alte gute Zeit in Niklas Hütte, wo er und seine Brüderlein sonst von Grete und Niklas so schön waren beschenkt worden, und eine Thräne floß aus seinem Auge. Als er sie abtrocknen wollte, blickte er aufwärts und sah die Flucht der heiligen Familie auf der Wand gemalt. In diesem Augenblicke kam er sich vor, als gleiche er und sein Büblein dem Christkindlein; denn sie mußten auch fliehen in die Fremde und fanden nirgends Aufnahme. Da weinte er noch mehr; es war jetzt Winter; er ohne Geld, ohne Nahrung, Hunger und Kälte preisgegeben. Wieder schaute er auf das Bildchen; da sah er, wie dem Kindlein zwei Engel folgten; der eine trug seine und der Mutter Kleider, der andere führte auf seinen Schultern einen großen Sack voll Brod und Speise; jetzt wurde es ihm wieder leicht um das Herz; er herzte sein Kindlein und hüllte es dichter in den Schafpelz ein, den ihm eine gutherzige Magd seines Bauers mit eigner Aufopferung zugerichtet hatte.

Während dieser Zeit war der Gottesdienst geendigt und die Kirche immer leerer von den Andächtigen geworden. Allein der Knabe wollte nicht aus der Kirche

gehen; und da fast Alle den Tempel verlassen hatten, fühlte er sich heimischer als je. Er trat aus seinem Winkel heraus, und beschaute andächtig, von Niemanden gestört, den herrlichen Dom. Er betrachtete die wunderschönen Altäre, die Bilder und Statuen der Heiligen, die, über Menschengröße hinaus, in größter Vollendung gebildet, in reich vergoldeten Nischen aufgestellt, zu leben und zu athmen schienen. Da erinnerte er sich, daß *Grete* ihm und seinen Brüderlein erzählt, wie bei der Ankunft des Herrn auch die Engel und Heiligen mitkämen und das Christkindlein und alle gute Menschen besuchten und beschenkten. Da kam ihm ein guter Gedanke, der ihm und dem Büblein aus aller Noth, wie er glaubte, helfen würde. Er beschloß in der frommen Einfalt seines Herzens, sein Kindlein den Heiligen anzutragen, und sie zu bitten, sie möchten es annehmen und mit ihm Erbarmen haben; mit seiner eignen Person wolle er sie nicht plagen; sondern sich mit Gottes Hülfe schon ehrlich weiter helfen. So ging er zum heiligen Petrus, den er an seinen Schlüsseln sogleich erkannte, und bat ihn: „Heiliger Petrus, da, laß es dich nicht verdrießen und nimm meinen *Michel* als Pflegekind an; es ist ein gutes Büblein; halte ihn nur recht und sperre ihm mit der Zeit den Himmel auf!" Aber der Apostelfürst schaute ihn stille und mit freundlichem Ernste an, redete aber kein Wort. *Johann* trug ihm zum Zweitenmal seine Bitte vor; als er auch da keine Antwort erhielt, so glaubte er wohl zur unrechten Stunde gekommen zu seyn, und beschloß, zu einem andern Heiligen zu gehen. Er ging jetzt zu dem heiligen Paulus und von da zu allen Heiligen und Heiliginnen, so viel ihrer in der Kirche

waren; Alle hörten ihn recht sanftmüthig und gütig an, allein Keiner sprach ein Wörtlein zu ihm und dem Büblein, obgleich er es so hoch, als er konnte, zu ihnen hinaufhob, und in sehr kräftigen und deutlichen Worten ihnen vorstellte, sie könnten es leichter haben, als er, und es ihnen auf das Beste empfahl. Als er nun nirgends Gehör fand, wurde er sehr betrübt, indem er glaubte, er hätte mit seiner Zudringlichkeit die Heiligen zornig gemacht.

„Mein," seufzte er, „nehmt mir nur nichts in Uebel, daß ich Euch geplagt habe, und verklagt mich nicht beim Himmelsvater! schaut, es ist die Noth bei uns gar zu groß! Ich sehe schon, Ihr habt heute keine Zeit auf mich zu merken, Ihr müßt das Christkindlein pflegen und warten! Darf ich nicht morgen wieder kommen?" — So fragte er in seiner Einfalt, und er meinte, die Heiligen nickten Alle freundlich mit dem Haupte, als wollten sie ihm eine gute Nacht wünschen.

Durch die stillen Gänge der Kirche wandelte er leise betend, und suchte sein voriges Plätzlein wieder zu gewinnen. Es begann ihn jetzt zu frieren, und fast zu schläfern. Er kam vor einer kleinen Kapelle vorbei; und wie er hineinschaute, sah er beim Scheine zweier Kerzen die heilige Jungfrau prachtvoll geschmückt, das Gotteskind auf ihren Armen, welches sie voll Mutterliebe betrachtete. Zu ihren Füßen stand eine herrlich gezierte Wiege, von feinstem Holze, die seidene Decke aufgeschlagen, als hätte die jungfräuliche Mutter eben ihr Kindlein herausgenommen, die Kissen von kostbarem Zeuge, und mit reichen Spitzen besetzt.

Lange betrachtete **Johann** das himmlisch-milde

Antlitz der heiligen Mutter; da mahnte ihn eine innerliche Stimme, er solle ihr sein Kindlein antragen; sie nähme es ganz gewiß. Und der Knabe kniete jetzt nieder, legte das Kind zu den Füßen der heiligen Mutter und flehte voll Inbrunst, sie wolle sich doch seiner und des Bübleins erbarmen und sie nicht verstoßen. Der Kleine aber ächzte und wimmerte leise; es fror ihn, er zitterte fast vor Kälte. Johann sah die Noth des Armen voll Bekümmerniß und wußte sich nicht zu helfen; da kam ihm ein guter Gedanke! „Jesu, liebes Herzenskindlein," bat er, „gelt, Du erlaubst schon, daß ich mein Büblein in dein Bettlein hineinlege? schau, es ist gar so kalt. Der Michel führt sich immer recht ordentlich auf, und beschmutzt Dir gewiß Dein Bettlein nicht; und wenn Du wieder hinein willst, so darfst Du es nur sagen!" So nahm er denn das Kindlein und wollte es hineinlegen; da sah er, wie das Bett gar so schön, das Hemdlein des Michel aber unsauber war. Er hatte aber noch ein Hemd, jenes, das er selber getragen, als er gefunden wurde, und ihm von Mutter Grete sorgsam aufbewahrt worden war. Das nun zog er dem Michel an, deckte ihn sorgsam zu, machte das Kreuz über ihn, und das Büblein schlief ruhig ein. Johann betete lange voll Demuth und Vertrauen; jetzt wurden auch seine Augen müde und immer müder und schlossen sich zuletzt zu einem erquickenden Schlummer.

Da träumte ihm, er sey in einem wunderschönen Garten; die heilige Jungfrau, das Kindlein auf dem Arm, käme zu ihm, und lobte ihn, daß er an dem Büblein so barmherzig gewesen und auf ihr Söhnlein Jesu und auf sie so viel vertraue; um den kleinen

Michel sollte er sich nimmer sorgen; diesen, wie ihn selber, nähme sie unter ihren Schutz; er solle sich aber eine Gnade ausbitten; sie versichere ihm die Erhörung im Namen ihres Sohnes.

Wie aber Johannes den Mund aufmachen wollte, um der heiligen Jungfrau die Bitte seines Herzens vorzutragen, da fühlte er sich sanft berührt; er öffnete langsam die noch schlaftrunkenen Augen, und sah ein reich geschmücktes Frauenbild voll Milde und Hoheit sanft zu ihm hinab sich neigen.

„Ei, Mutter Maria! bist es Du?" stammelte freudig der Knabe, und sank zu ihren Füßen, „o wie gut und gnädig bist Du; hast meinen Michel jetzt angenommen und willst mir noch dazu eine Gnade geben? O liebe Frau, so führe mich doch zu meinen Eltern, oder wenn es nicht seyn kann, so gib mir das Himmelreich!" Voll Sehnsucht streckte er die Arme zu ihr empor; die Frau aber betrachtete lange voll Verwunderung und tiefer Bewegung den Knaben, der in seinem langen Kleide von grober Leinwand, das schöne Antlitz mit den dunkeln Locken, die Hände gefaltet und zu ihr erhoben, sie mit seinen schimmernden Augen voll Liebe und Vertrauen anschaute und den Saum ihres Kleides jetzt an die Lippen drückte.

Es brauchte lange, bis die Frau sich von ihrer Ueberraschung erholen und dem Knaben eine Antwort zu geben vermochte. Sie hob ihn auf. „Ich bin nicht die Gnadenmutter selber," sprach sie mit holder Freundlichkeit und tiefster Rührung; „doch hat sie mich gesandt, dir zu helfen und zu geben, was dein Herz verlangt, mein liebes Kind!"

„Nicht die Mutter Gottes selber?“ rief der Knabe betrübt und rieb sich die Aeuglein, und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit: „Du siehst ihr doch so viel gleich!“ Da fielen seine Blicke auf die Wiege; sie war leer. — „Wo ist denn mein Büblein? mein Michel? O heilige Mutter, hast Du denn nicht auf ihn Acht gegeben?“

Die Frau aber rief leise: „Agathe!“ und aus der Ecke der Kapelle trat ein Mädchen hervor, der Dame Kammerfrau, und reichte ihr das Kindlein. Johann aber jubelte getröstet auf bei dem Anblick seines lieben Kindleins.

„Die Mutter Gottes hat es mir gegeben,“ sprach freundlich die Frau, „und mir befohlen, es aufzuziehen statt ihrer.“

„O Mutter Gottes, wie gnädig bist Du,“ rief dankend der Knabe; „und wie gut bist auch Du! Du bist gewiß Einer von ihren Engeln?“

Die Frau lächelte getröstet; sie küßte tiefbewegt das Kindlein. „Die heilige Mutter,“ fuhr sie fort, „hat mir ferner aufgetragen, auch für dich zu sorgen. Du sollst bei mir und dem kleinen Michel bleiben, und du wirst es gut haben.“

Johann's Freude kannte jetzt keine Grenze. Wer möchte sie schildern? Er weinte vor Entzückung, und auch die edle Frau vergoß Thränen der tiefsten Rührung. Immer forschender und ängstlicher hingen ihre Blicke auf Johann's Antlitz. Sie warf sich mit dem Knaben und ihrer Dienerin zu den Füßen der heiligen Jungfrau nieder, und betete dort lange in tiefster Inbrunst. Dann erhob sie sich und forderte den Knaben auf, ihr zu folgen. Sie kamen zu einem

herrlichen Hause. Es war die Wohnung der edlen Frau; dort wurde der kleine Michel einer alten Wärterin übergeben. Johann aber in ein schönes Gemach geführt, wo er sich ungestört der Ruhe überlassen konnte. Die Freude aber ließ ihn lange nicht schlafen; erst spät konnte er den Schlummer gewinnen.

## VIII.

Johann hatte noch nicht ausgeschlafen, als er gegen Morgen zu geweckt und eiligst zu seiner Wohlthäterin gerufen wurde. Er fand sie auf einem Lehnstuhle sitzend, den kleinen Michel auf ihrem Schooße, in weißen feinen Leinen gekleidet. Gleich nach ihm trat durch eine andere Thüre ein ungefähr vierzigjähriger Mann von edlem, würdevollen Aussehen. Als er den Knaben gewahr wurde, blieb er in hoher Ueberraschung stehen, eine leichte Röthe überflog seine Wangen; er faßte sich jedoch wieder und eilte der edlen Frau zu, die er seine Gemahlin nannte. Tief bewegt neigte er sich zu ihr und sprach leise mit ihr. Auch sie zeigte die tiefste Erschütterung, und ihre Augen wandten sich bald forschend auf den Knaben, bald auf den Gatten mit dem Ausdruck der Hoffnung. Sie erhob sich jetzt und winkte dem Knaben, der, in schüchtener Demuth wartend, da stand, näher zu treten.

„Mein lieber Johann," sprach sie mit liebevoller Freundlichkeit, aber in sichtbarer Aufregung, „erzähle mir und meinem Gemahl, wie du zu diesem Kindlein gekommen?"

Johann erzählte, was wir schon wissen. Die Beiden hatten seiner Erzählung mit größter Spannung zugehört. Felix — so nannte sich der Gemahl der

guten Frau — zog jetzt die Briefe hervor, die Johann bei der verstorbenen Mutter des kleinen Michel gefunden, und in ein Tüchlein aufbewahrt, durch Zufall in sein Täschlein gebracht hatte.

Er las sie wiederholt mit größter Aufmerksamkeit; sein Antlitz wurde immer ernster und trüber. „Es ist Gregor's Schrift," sprach er, „du hast dich nicht getäuscht, Marie; sein Weib ist todt und dieß sein Kind." Düster blickte er dabei auf den kleinen Michel, „dieß sein Kind! o meine Ahnung!" seufzte die edle Frau.

„Das Kind dessen, der uns das unsrige geraubt hat!" rief schmerzlich Felix! „Gott, wie wunderbar sind deine Wege!" Maria weinte still; sie nahm das Kindlein auf ihre Arme. „Du sollst es nicht entgelten," sprach sie mit Engelsmilde, „was deine Eltern verbrochen!" Sie fühlte sich so angegriffen, daß sie sich setzen mußte.

„Johann," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „wie ist das Kind zu diesem Hemdlein gekommen?" Sie wies ihm das wohlbekannte Hemd. „O frage nicht, Maria!" rief schmerzlich Felix, „sie haben uns unser Söhnlein geraubt, und es getödtet und mit seinen Kleidern ihr Kind bekleidet!"

Maria zuckte zusammen, und verhüllte ihr Antlitz. —

„Nein, edler Herr, so ist es nicht," sprach der Knabe; „das Hemdlein gehört mein; es wurde bei mir gefunden; denn auch ich bin ein Findling, und habe als Kind Vater und Mutter verloren, wie mein kleiner Michel da."

Da sprang Maria tief erschüttert auf; Felix

trat zu dem Knaben und faßte seine Hand. „Um Gotteswillen,“ rief Maria, „du ein Findling? Dir gehört das Hemdlein? Und deine Züge! Heilige Jungfrau! sein Alter!“

„Sprich die Wahrheit, bei dem Blut des Herrn, sprich die Wahrheit, und sage, wo und wann du gefunden worden bist!“ bat Felix in höchster Bewegung.

Der Knabe erzählte einfach und klar seine Begegnisse von Kindheit an; er verschwieg nicht, wie er sich noch erinnern könnte, daß eine schöne sanfte Frau ihn auf den Armen getragen. Das Hemdlein sey das Einzige gewesen, was er am Leibe gehabt, wie er gefunden worden sey; darum habe es ihm Grete sorgsam aufbewahrt, und es ihm mit auf den Weg gegeben, als sie sich trennten. Mit diesem Hemdlein habe er dann den kleinen Michel bekleidet, bei dem es gefunden worden wäre.

Eine stille, innige Freude verklärte jetzt die Züge Marien's; Felix Wange röthete der Schimmer der Hoffnung. Maria weinte. „O, darf unser Herz hoffen,“ fragte sie leise, „o Jesu! Ist es keine Täuschung?“ Felix athmete tief auf. Er sah bald auf seine Gemahlin, bald auf den Knaben mit sinnenden, ernsten Blicken. „O Jesu,“ seufzte er auf, „erleuchte uns!“ —

Er schellte jetzt plötzlich. Margarethe soll sogleich kommen!“ rief er dem eintretenden Diener entgegen. Bald darauf trat eine ältliche Frau ein. Sie neigte sich vor ihrer Herrschaft; bei dem Anblick des Knaben blieb sie betroffen stehen.

„Margarethe,“ begann Felix nach einer langen Pause, „du sagtest oft, du würdest unter Tausenden

unser verlornes Söhnlein kennen. Sieh jetzt, was sagst du zu diesem?“ und er wies bewegt auf Johann.

Die Alte trat dicht vor den Knaben, betrachtete ihn lang und ernst, da wurden ihre Augen feucht. „Herr!“ rief sie gerührt: „das sind Euere Züge; so saht Ihr aus vor dreißig Jahren!“ Doch Margarethe traut nicht der Aehnlichkeit, sie hat andere Zeichen. „Streife die Arme auf, Anton,“ rief sie mit einer Stimme, deren Ton wie ein Klang aus der frühesten Zeit des Knaben Ohr traf. Er that es. Felix war in der größten Spannung. Maria zitterte vor Angst und Erwartung.

Margarethe untersuchte mit bebenden Fingern die Höhlen der Achseln. Da jubelte sie laut auf: „Er ist es, er ist es!“ schrie sie, „Anton! Anton! du bist es! Seht Ihr mein Zeichen? Da ist das M. und das F., die Anfangsbuchstaben Euerer Namen und unter jedem das Herz Jesu, das ich hineinstach, auf daß Er das Kindlein bewahre vor allen Feinden des Leibes und der Seele.“

„O mein Sohn! o mein Anton!“ riefen Maria und Felix im höchsten Entzücken und umfaßten den staunenden Knaben. „Haben wir dich wieder, du liebstes Kind, du einziges Kind!“ Johann rief: „Vater, Mutter!“ und barg sein Antlitz an der Brust der wiedergefundenen Eltern, und weinte, daß eine Thräne die andere schlug. Wer kann die Scene schildern, die jetzt folgte? —

In den Jubel der Eltern mischten sich die feierlichen milden Klänge der Glocken, die vom hohen Thurme des Domes herab, die Gläubigen zum Feste riefen. —

„Hörst du die Glocken?“ sprach Maria zu ihrem Gatten. „Sie mahnen uns, Gott dem Herrn zu danken und Ihm unser wiedergefundenes Kindlein darzubringen!“

Da eilten die Eltern mit dem Knaben zur Kirche, und an der Stätte, wo der verlorne Sohn, wie von der heiligen Jungfrau beschützt, gefunden wurde, feierten sie in tiefster Rührung des Herzens ihr Dankesfest.

## IX.

Felix war ein reicher Kaufmann von edlem Geschlechte zu Augsburg, seine Gemahlin Marie an Tugend und Frömmigkeit ihm gleich. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie der Herr mit einem Knäblein gesegnet; es ward die Freude und die Hoffnung ihres Lebens. Das Kind — es hieß Anton — war erst zwei Jahre alt, als es ihnen auf eine schreckliche Art geraubt wurde.

Unter den Handlungsdienern des reichen Felix war Gregor, dessen Liebling und Vertrauter. Dem äußern Scheine nach konnte man nicht leicht einen thätigern, geschicktern, und dabei tugendhaftern Mann finden; allein die schöne Hülle verbarg ein tückisches Herz voll Bosheit und Schlechtigkeit. Er betrog seinen Herrn um bedeutende Summen. Lange blieben seine Betrügereien verborgen; doch zuletzt wurden sie entdeckt. Felix, des so schmerzlich betrogenen Mannes, Unwillen stieg um so höher, je größer sein Vertrauen zu dem Betrüger gewesen war. Er ließ ihn festnehmen; doch Gregor brach durch und floh von Augsburg voll Gedanken der Rachsucht.

Felix besaß ein schönes Landgut an den Ufern des Rheines, das er jährlich zur Frühlings-Zeit mit seiner Familie besuchte. Gregor benützte dieß zur Sättigung seiner Rachsucht. Ohne Hoffnung, in andern Handlungshäusern ein Unterkommen zu finden, hatte er sich einer Räuberbande angeschlossen und war bald durch seine Verwegenheit und Schlauheit ihr Haupt geworden. So war es ihm leicht geworden, dem Schlosse seines ehemaligen Kaufherrn zu nahen; doch nicht an ihnen, nicht an ihrem Hab und Gute wollte er seine Rachsucht stillen; dort wollte er sie verwunden, wo ihre Herzen des größten Schmerzens empfänglich waren. Er stahl Anton, ihr Söhnlein.

Der Jammer der Eltern war größer noch, als das Frohlocken des Bösewichts; alle Bemühungen Felix und Marien's, ihr Söhnlein wieder zu finden, waren vergebens; sie ahneten wohl den Räuber; allein Gregor hütete sich und seine Beute zu gut, als daß man sie treffen konnte. Doch kaum nach einem halben Jahre dieses Raubes wurde Gregor's Bande von den Knechten der Reichsstadt Reutlingen überfallen und zerstreut; das Weib, welchem der kleine Anton anvertraut war, verirrte sich bis zur Nähe der Hütte des Niklas; dort, in dem benachbarten Wäldlein, ließ sie das Kind, als eine unnütze und gefährliche Last liegen, und eilte von dannen. Hier war es, wo Niklas Büblein das verlassene Kindlein fanden und zur Mutter brachten.

So schützte Gott die Unschuld; aber über Gregor kam eine harte Strafe. Er hatte nach dem Ueberfalle seine zerstreuten Gesellen gesammelt und trieb sich viele Jahre in den schwäbischen Gebirgen und den angrenzenden Gegenden herum. Im Laufe dieses wüsten

Lebens hatte er sich mit einem ihm an Gesinnung gleichen Weibe verehelicht. Seine Ruchlosigkeit und Schandthaten nahmen zu; aber sein Maß wurde voll. Von Soldaten des schwäbischen Bundes angegriffen, wurde er gänzlich geschlagen und auf der Flucht getödtet. Sein Weib irrte in Noth und Elend flüchtig umher, bis sie in wunderbarer Schickung mit ihrem Kindlein zu Johanns Hütte kam, dort Hülfe suchte und Erlösung von irdischen Schmerzen im Tode fand, und ihr Kindlein, arm und verlassen als Vermächtniß demjenigen hinterließ, der durch die Schuld ihres Gatten elternlos geworden war.

Marie und Felix aber führten nach dem Verluste ihres Einzigen ein betrübtes kummervolles Leben. Ihre Ehe wurde nimmer mit Kindern gesegnet; desto theuerer blieb ihnen das Andenken ihres Söhnleins. Ihr frommes Gemüth fand nur in der Religion Trost; insbesondere vertraute Marie ihrer Patronin, der heiligen Jungfrau und Gottesmutter, alles Leiden mit Ergebung an. In einer kleinen Kapelle des Domes, wo die heilige Jungfrau, das Kindlein auf dem Arme, die leere Wiege zu den Füßen, abgebildet war, pflegte sie ihr Gebet zu verrichten, das Leiden Christi zu betrachten und die Schmerzen der Mutter Jesu zu fühlen, welche sie empfand während der dreitägigen Abwesenheit ihres geliebten Sohnes.

Aber Gott der Herr läßt kein Gebet unerhört, das mit Demuth und Vertrauen zu Ihm hinaufgesendet wird. An derselben Stelle, wo Marie und oft auch Felix mit so viel Inbrunst gebeten, wurden sie erhört. In derselben Nacht, wo der Herr Seinen Eingebornen Sohn zum Heile der Menschheit gesandt, wurde auch

den bekümmerten Eltern der verlorene Sohn wiedergegeben, doch dieser nicht allein, auch Gregor's, des Räubers und Betrügers, Kind wurde ihnen vertraut; denn der Herr verlangt von denen Barmherzigkeit, denen Er Selber barmherzig ist. Und Felix und Marie übten diese heilige Pflicht; sie betrachteten den kleinen Michel als Sohn, wie ihn früher Anton als Bruder betrachtet hatte, erzogen ihn zum frommen Christen, und theilten ihr Hab und Gut mit ihm.

---

## 7.

# Das Johannesfest.

„Seyd weise zum Guten und einfältig zum Bösen." Röm. 16, 19.

### I.

Am Johannestage des Jahres 1730 predigte in der Pfarrkirche einer süddeutschen Reichsstadt ein bejahrter Priester. Er predigte über das Fasten (Johannes hatte es so herrlich geübt) als eine von den meisten Christen mißkannte und vernachläßigte Pflicht. Kurz und ergreifend stellte er die Gründe und Ursachen, die Würde, Schönheit und Heilsamkeit des christlichen Fastens dar. Er schloß mit der ernsten, dringenden Ermahnung, es möchten doch seine Zuhörer dieß heilige Fest nicht durch Unmäßigkeit und Völlerei entweihen, sondern mit Abbruch und Selbstverläugnung feiern, da doch in diesen Tugenden der Heilige des Festes selbst Allen ein so schönes Beispiel gegeben; er bat insbe=

sondere die Jugend, auf diese Weise Gott und Seine Heiligen zu ehren; es müßten ja alle Tugenden, so auch die des christlichen Fastens, in der Jugend begonnen und geübt werden, wenn sie anders in spätern Jahren gedeihen sollen.

Diese begeisterte Rede schien auf das zahlreich versammelte Volk einen großen Eindruck zu machen; aber am Meisten mochte sie einen blühenden Knaben ergreifen, der, an einen Pfeiler gelehnt, die gefalteten Hände erhoben, das Auge auf den Priester gerichtet, der Predigt andächtig zuhörte. Es war Johannes Seiling, des Stadtkoches, Meisters Georg Nudelmuß, Lehrjunge, ein stiller, sittsamer Knabe.

„Der Pater hat Recht," dachte er in seinem Herzen; „die meisten Menschen essen zu viel und fasten zu wenig: zu solchen gehöre ich auch; freilich, ich habe oft gefastet und gehungert, und mir Abbruch gethan; allein es geschah doch mehr aus eigener Noth und aus Mitleiden über den Jammer der Armen, als aus Liebe zu Gott und dem Verlangen, Ihm und Seinen Heiligen zu gefallen; und dieß wäre ja die Hauptsache; aber ich will mich bessern; ich will mir heute so viel Abbruch thun, als immer möglich. Wollte Gott, ich könnte allein essen! ich wüßte wohl, was ich thäte; aber Eines kann ich doch thun; ich will meine Leibspeise, die Küchlein, dem heiligen Johannes aufopfern, und sie in seinem Namen und zu seiner Ehre unter die Armen vertheilen. Ich kann es, ohne daß es der Meister und die Grete sehen. Ja," dachte er und richtete freudig die Augen auf das Bild seines Patrons, „so will ich es machen, Gott und Dir zu Ehren, heiliger Johannes!" —

Sein Lehrherr, der Stadtkoch und Rathsherr Georg Nudelmuß, der neben ihm zur Rechten in dem stattlich gepolsterten Stuhle saß, schien aber keineswegs auf gleiche Weise durch die Predigt erbaut zu seyn. Bald schüttelte er das Perückenhaupt, bald nahm er eine Prise Tabak, bald räusperte er sich leise, kurz, man sah es ihm an, daß die Predigt durchaus nicht seinen Beifall hatte. Sobald aber der Gottesdienst sich geendigt hatte, war auch Meister Nudelmuß der Erste, der mit seinem Lehrjungen Johannes die Kirche verließ. — Sie schritten langsam nebeneinander fort, bis sie auf den Marktplatz kamen. „Herr Meister," sagte hier Johannes, von den Gefühlen seines Herzens überwältigt, „das war eine herrliche Predigt; ich habe seit Langem keine so schöne gehört!"

„Bis auf das Fasten," versetzte brummend Herr Georg. „Heiliger Johannes! an deinem Tage von dem Fasten predigen! Gibst doch Jedem in der ganzen katholischen Christenheit an deinem Tage ein Küchlein, wie dein Namensvetter nach Weinachten ein Schlücklein Wein. Und heute vom Fasten predigen! Für was hat denn unser Herr den Magen erschaffen? wofür läßt Er Mehl und Eier, Milch und Fleisch denn wachsen? Können die Leute von dem Fasten leben?"

„Herr Meister," erwiederte furchtlos und entschlossen der Knabe, „die Predigt hat auf mein Herz, wie auf meinen Magen gleichen Eindruck gemacht; ich will heute fasten zu Ehren meines Namenspatrons, des heiligen Johannes!"

Herr Georg blieb aber mitten auf dem Markte stehen und schaute mit zürnenden Blicken auf den Lehrjungen. „Was wäre dieß? Fasten, du ungerathener

Junge, Fasten in meinem Hause? Du willst in meinem Hause fasten? Ich halte die Fasttage gewissenhaft; kein Bröcklein Fleisch kommt mir da auf meinen Tisch; aber an Milch- und Mehlspeisen darf sich Jeder satt essen in meinem Hause: dafür habe ich die Dispense von dem Herrn Bischofe selber, und zwar mit allem Grunde wegen der anstrengenden Arbeit und der Versuchungen, welchen Einen das beständige Kochen und ewige Verkosten der Speisen aussetzt. Laß du mich ja nichts mehr von dem Fasten hören; die Predigt des Paters ist mir wenigstens ein Schaden von zwanzig Gulden!" —

Da schwieg Johannes betrübt still; aber er hatte in seinem Herzen Muth und Ehrlichkeit genug, sein Versprechen zu halten, und gelobte sich auf das Neue, allen Versuchen standhaft zu widerstehen. Diese blieben freilich nicht aus. Als er nach Hause kam, verehrte ihm Jungfrau Grete, des Meisters Tochter, ein schönes, seidenes Westlein, und brachte ihm darauf eine Schaale des besten Kaffees. Mit vielen liebreichen Worten ermunterte sie den zaudernden Knaben zum Trinken, und setzte ihm einen ganzen Teller der duftendsten Küchlein auf. „Dem heiligen Johannes, deinem Schutzpatron, zu Ehren, mußt du sie Alle aufessen," meinte sie. Das war eine harte Minute der Versuchung; an Appetit fehlte es dem Knaben durchaus nicht; sein Magen wankte, doch sein Herz blieb standhaft. „Heiliger Johannes!" dachte er und seufzte leise, „dir zu Ehren — ich esse Keines; nur stehe mir heute bei!" Verwundert sah Jungfrau Grete, wie Johannes die Küchlein bei Seite setzte. „Ei, Hans, warum issest du denn die Küchel nicht?

sind sie doch deine Leibspeise; und ich habe sie so gut gekocht, als gehörten sie einem Prinzen!"

„Jungfrau Grete!" sprach langsam der Knabe, den heiligen Johannes anrufend, „ich danke Ihr von ganzem Herzen für Ihre unverdiente Güte; allein, ich will mir die Küchlein auf den Nachmittag aufheben und —"

„Hans, du bist ein Nascher," lächelte Grete, „ich weiß schon etwas; du hast das Hühnlein gesehen, das für dich auf Mittag am Spieß steckt, oder gar das Fläschlein Meth, das dir unser Gevatter, der Bäcker, zum Geschenke gesandt hat. Je nun, heute ist dein Ehrentag; es ist dir Alles erlaubt; halte es, wie du willst, nur sey wohlauf und laß dir nichts abgehen."

Es kam nun die Zeit zum Mittagessen, und dem armen Johannes wurde es immer ängstlicher um Herz und Magen. Schüchterner und eifriger als sonst, betete er das Tischgebet; und er hätte das Ende der Mahlzeit lieber gesehen, als den Anfang. Jungfrau Grete trug die köstlichsten Speisen auf. Mit trübseligen Blicken betrachtete der Knabe die herrlichen Gerichte, und meinte, wider die Treue gegen sein Gelübde zu fehlen, so oft er von einer Speise kostete. —

Mißmuthig hatte Meister Georg dem Zaudern des Knaben eine Zeitlang zugeschaut; an Ermuntern und gutem Beispiel hatten es weder er, noch sein Töchterlein fehlen lassen; um so größer war sein Unmuth über den Hans, der, kalt und theilnahmlos, als ob sein Magen von Stein geworden sey, die besten Speisen kaum eines Blickes würdigte.

„Ei, was hast du denn heute, Hans?“ rief er auf einmal zürnend; „was nimmst du denn von dem Hühnlein gerade das Schlechteste, den Kopf, und nicht den Flügel? warum willst du denn heute nicht essen? Ich merke schon, dir hat der verwünschte Prediger Kopf und Magen verrückt, du dummer Hans! Meister Georg fastet auch, und er fastet für das ganze Haus; aber nicht mit dem Magen, sondern mit seinem Geldbeutel; denn wisse, Hans, ich zahle zehn Gulden mehr in die Armenkasse, als ein anderer Bürger meines Vermögens, und zwar aus dem Grunde, damit mein Gewissen wegen etwaiger Beunruhigung in Betreff des Fastens sicher gestellt und die Nachläßigkeit im Fasten — wenn es anders eine Sünde ist — vor Gott und der Welt durch ein anderes gutes Werk, durch Almosen, wieder gut gemacht werde!“ —

Meister Georg war jetzt in Eifer; klar und unverholen legte er seine Ansichten über das Fasten dar, die freilich nach seiner Bildung und Küche schmeckten. Von dem freiwilligen, christlichen Fasten hatte er durchaus keinen Begriff, das erzwungene Fasten kannte er freilich besser; aber er konnte nur mit dem größten Verdrusse daran denken; von Jugend auf hatte er die guten Bißlein geliebt, und es war ihm allzeit die bitterste Strafe und ein wahres Herzens- und Magenleid, wenn seine Eltern und Lehrer seine Trägheit und Nachläßigkeit mit Entziehung des Frühstückes und Abendessens züchtigten. Der Anblick eines hungernden Geschöpfes, meinte er, errege allezeit das Mitleid des barmherzigen Gottes, der Alle speisen und tränken will; darum hätte Er dem Elias durch den Raben Brod, und dem Daniel in der Löwengrube ein warmes

Süpplein geschickt; das Hungern und Fasten mißfalle Gott höchst wahrscheinlich; nur dann sey es erlaubt, wenn durchaus nichts zu essen da wäre; damit aber dieser höchst traurige Fall nicht eintreten könne, hätte er in seiner Weisheit Köche und Köchinnen bestellt; ihre Sorge sey es, für die hungernden Magen geziemender Maßen also Sorge zu tragen, wie eine Mutter für ihre Kinder.

Hans hatte aufmerksam der weiten und breiten Rede des Meisters zugehört, aber sie hatte seinen Beifall durchaus nicht erhalten. Wußte er doch aus seinem Katechismus, das Fasten sey ein verdienstliches, gottgefälliges Werk, und die Worte des Predigers, der so schön und wahr die Würde und Heilsamkeit des christlichen Fastens darstellte, hatten sich tief in sein Herz eingegraben. Er schüttelte leise das Lockenköpfchen, als Grete ihm ein Würstlein vorlegte; da war ihm aber jetzt, als ermunterte ihn eine Stimme, in seinem Herzen wie von Engelslippen tönend, er solle zuessen und es sich schmecken lassen; der heilige Johannes nehme mit seinem guten Willen vorlieb und danke ihm dafür; mit den Küchlein nur solle er sein Wort halten und sie unter die Armen vertheilen.

Hierdurch wunderbar getröstet, schien er dem erneuerten Andringen Georg's und den freundlichen Ermunterungen Grete's nachzugeben; er ließ sich Alles, was noch kam, so ziemlich gut schmecken; aber die Küchlein berührte er durchaus nicht, Grete mochte sie ihm loben und preisen, wie sie wollte. Er hätte Keines genossen — um alle Schätze der Welt nicht. Er bat aber, daß er sie in sein Zimmer hinauftragen dürfe. „Meinethalben,“ lächelte Grete und klopfte

dem Knaben auf die Schultern, „du willst sie in Meth tauchen; da sind sie freilich besser, nun laß dir nur Alles schmecken und mache dann einen kleinen Spaziergang um die Stadt, damit das Bäuchlein wieder leer wird, und du des Abends auch wieder essen kannst." Das ließ sich Hans nicht zweimal gesagt seyn; in seinem Kämmerlein zog er das neue Westchen an, wickelte die Küchlein sorgsam ein, und barg sie in die Taschen seines Rockes. Aber es kamen ihm jetzt Anstände anderer Art. Die Küchlein wollte er unter die Armen vertheilen; solche wußte er freilich genug, die heute keine Kuchen aßen, und die Seinigen mit größter Freude und dem herzlichsten Dank empfangen hätten. Die Küchlein aber zu ihnen selbst in das Haus zu tragen, widerstrebte der Schüchternheit und dem Zartgefühle des Knaben; es hätte ja das Ansehen gehabt, als wollte er von den Leuten gelobt werden, und dieß wäre für das demüthige, bescheidene Herz eine wahre Marter gewesen. Dabei mußte er fürchten, daß die Ausspendung der Küchlein zu Georg's und Grete's Ohren kommen würde, und diese hätten ihm gewiß bei ihrer knauserischen Gemüthsart seine Freigebigkeit schlecht gelohnt. — Die Spende mußte also so heimlich als möglich geschehen; er sann lange hin und her; da kam ihm ein guter Gedanke. „Ei," dachte er, „ich habe ja die Küchlein dem heiligen Johannes verehrt; der kann sie selbst austheilen;" und rasch ging er zum Thore vor die Stadt hinaus.

## II.

Ein halbes Stündlein von der Stadt lag ein anmuthiger, mit Fichten und Tannen bewachsener Hügel.

Links floß ein Bächlein, und gleich neben dem Wäldchen, rechts hinab, zieht sich eine bedeutende Straße, die nach einer großen fürstlichen Hauptstadt führt. Diese Anhöhe besuchte der Knabe recht oft, zumal an diesem Festtage; denn mitten in dem Wäldchen stand ein hölzernes Bild seines Schutzpatrons zwischen zwei herrlichen Eichen. Ein kleiner Betstuhl lehnte sich an die gewaltigen Bäume, deren Schatten die angenehmste Kühlung gewährt. Hieher begab sich der Knabe und betete voll Andacht:

„O heiliger Johannes, du liebster Patron! sey mir gegrüßt und begratulirt an deinem Namenstage! Verschmähe meine kleine Gabe nicht, sondern nimm die Küchlein und das Fläschlein Meth von mir gütig an! ich weiß wohl, daß du sie im Himmel nicht mehr brauchst; allein auf Erden gibt es der Armen gar viele; du kennst sie besser, als ich, du magst sie daher austheilen; ich setze die Küchlein da auf den Schemmel nieder, und wer sie da nimmt, von dem will ich glauben, daß du sie ihm gegeben hast, und sie sollen ihm vom Herzen gegönnt und gesegnet seyn!"

So sprach er in der frommen Einfalt seines Herzens, betete noch lange fort und wand dem Bilde zuletzt noch einen Kranz von schönen Waldblumen um das Haupt. Darauf nahm er herzlichen Abschied von seinem Patron und wollte heimkehren; aber er hatte nur wenige Schritte gethan, als die Neugierde über ihn kam. Er hätte gar so gerne wissen mögen, wem denn der heilige Johannes die Küchlein ausspenden würde. Bis zum Abendessen war es noch Zeit genug: er legte sich jetzt hinter ein Gebüsch, von wo er ungesehen Alles

überschauen konnte. Er wartete nicht lange, als ein alter Soldat vorbeiging, sein Pfeifchen rauchend und ein Kriegslied singend. Er würdigte aber das Bild keines Blickes und schritt rasch an ihm vorbei. „Dir gehört nichts, du verdienst es nicht," dachte der Knabe unwillig; „du bist ein grober Kamerad, und mußt erst Höflichkeit lernen."

Bald darauf kam ein altes Bettelweib, ihren Rosenkranz sehr andächtig betend. Sie blieb bei dem Heiligenbilde stehen und betrachtete mit Verwunderung die Küchlein und das Fläschlein. „Ei," rief sie mit ungeheuchelter Demuth, „es gibt doch noch fromme Menschen, die dich, o heiliger Johannes! verehren und begaben!" Darauf griff sie in die Tasche, legte einen Kreuzer auf den Schemmel und betete eine Zeitlang. Oefters schaute sie mit Sehnsucht auf die frischen Küchlein, und es war ihr anzusehen, wie gerne sie eines verkostet hätte. „Nein," sprach sie und stand rasch auf, „Herr! führe uns nicht in Versuchung! so lange die alte Lisabeth noch eine Krumme Brod hat, wird sie sich nicht an dem Gute der Heiligen vergreifen und seine Gaben Aermern lassen, als sie ist." Sie eilte laut betend fort. Das konnte Johannes nicht zugeben. Schnell kroch er aus dem Busche hervor. „Halt, gutes Mütterlein, halt, gute Lisabeth; dir gehören ein, zwei, drei Küchlein; so warte doch und bleibe ein Bischen stehen!" Allein die gute Alte, vielleicht harthörig, oder in ihr Gebet vertieft, schien kein Wort des Knaben zu hören. Aber Johannes konnte sie durchaus nicht ohne ein Küchlein gehen lassen. Eiligst nahm er ein Paar und lief ihr nach. „Ei, du gutes Mütterlein," sprach er, als er sie eingeholt hatte,

„warum wartest du nicht? willst du kein Küchlein? Darfst ja eines nehmen!“

Verwundert kehrte sich die Alte um und schaute gerührt in das freundliche Antlitz des Knaben, der ihr mit treuherzigem Ungestüm die Küchlein aufdrang und ihr erzählte, was es mit ihnen für eine Bewandtniß hätte. Das Weib dankte mit der größten Freude und versprach, sie wolle für ihn einen Rosenkranz abbeten. „Aber erst, wenn Ihr die Küchlein gegessen habt!“ meinte der Knabe, und eilte, die Hand der Alten freundlich schüttelnd, auf sein Versteck zu. Tief gerührt sah er den Kreuzer der armen Alten neben den Küchlein liegen. „Die Alte hat mehr gegeben, als du,“ dachte er, und kehrte seine Taschen um. Da fand er ein neues Sechserlein, welches ihm der Nachbar Bäcker sammt dem Methfläschlein geschenkt. Dieß legte er neben den Kreuzer der Alten und sprach: „Heiliger Johannes, dieß sey dir verehrt!“

Nach einer kleinen Viertelstunde sah er einen alten Mann sammt einem Weib und einem Mädchen herankommen. Er erkannte auf den ersten Blick, daß es Juden waren; es wurde ihm dabei übel zu Muthe; fast hatte er im Sinne, die Küchlein und das Fläschchen wegzuräumen; aber es war schon zu spät; sie waren ganz in der Nähe. „In Gottes Namen!“ dachte er, „sie sollen es haben; sind es doch deine Landsleute, heiliger Johannes, es soll ihnen gegönnt seyn!“

Als die Juden näher kamen, betrachteten sie mit Verwunderung die Küchlein. „Sieh doch, Rebekka,“ rief lachend der Jude, „was sind doch die Goi für ein einfältiges Volk! geben sie doch dem hölzernen Manne zu essen, und hätt' er doch keine Zähne, um zu beißen,

und keinen Magen, um zu verdauen! Gottes Wunder! ich muß sie doch verkosten: ich glaube, ich thue dem hölzernen Manne ein Gefallen, wenn ich sie esse statt seiner." Sogleich schlang er ein Küchlein zur Hälfte hinunter. „Gottes Wunder, die Dinger sind gut! Rebekka, Estherle, verkostet! sie werden euch schmecken."

Estherle griff mit jugendlichem Appetite sogleich zu. Aber Rebekka, die Judenmutter, war vorsichtiger; sie beroch ihr Küchlein in der Mitte und an allen vier Enden. „Die Goi," meinte sie, „sind schalkhafte Leute; wie leicht könnten sie haben gebacken die Nudeln in Schweineschmalz!"

Ueber den Johannes, der hinter seinem Busche Alles sah und hörte, kam trotz seiner Sanftmuth ein großer Zorn. Hatte ihn schon die freche Spottrede des Juden geärgert, so erzürnte ihn der schändliche Verdacht Rebekka's noch mehr. Seine Küchlein im Schweinschmalz gebacken! „Du muffiges Judengesicht," dachte er zürnend, „für dich sind sie zu gut!"

Rebekka fand ihre Furcht ungegründet, und ließ sich die Küchlein mit ihrem Estherle vortrefflich schmecken. — „Rebekka," begann der Jude, der sein Küchlein schon verzehrt hatte, „die Dinger sind so gut, ich muß noch Eines verkosten. Aber es wird mir besser schmecken, wenn ich vorher nehme ein Schlücklein Wein!" Er griff nach der Flasche; da sah er den Kreuzer und den Sechser. „Gottes Wunder, Rebekka, sieh da einmal das Geld! der hölzerne Mann will uns zahlen sogar für das Essen. Das Fläschlein will ich nehmen mit: es ist doch unter Brüdern werth ein Paar Silbergroschen; aber zuvor will ich es leeren!"

Das war zu viel für den sonst sanftmüthigen Knaben! Die Flasche gehörte nicht sein; er konnte sie nicht herlassen. Dabei hatten ihn die Spottreden des undankbaren Juden auf das Höchste geärgert. Voll Zorn und Galle ergriff er eine Zierbelnuß, die neben ihm lag, und traf den Juden gerade in dem Augenblicke auf das ungewaschene, zahnlose Maul, als es sich öffnen wollte, um den Meth auszuschlürfen. Er mußte ihn derb getroffen haben; denn voll Schrecken ließ der Jude das Fläschlein in das Gras fallen und wischte sich bebend die getroffene Stelle. „Rebekka!" rief er, „was ist das?" Allein, ehe noch sich Rebekka auf eine Antwort besinnen konnte, kam eine zweite und dritte Zierbelnuß auf ihre Nase und auf des Juden Glatzkopf angeflogen, so daß sie alle drei betäubt standen, auf den Rückzug dachten und zu laufen begannen. Allein der Jude kehrte wieder um; er vermochte es nicht über das Herz zu bringen, das Fläschlein und das Geld im Stiche zu lassen. „Rebekka, Estherle, lauf nur," rief er, und machte zaghaft einige Schritte vorwärts, „ich will nur nehmen das Fläschlein und das Geld und dann euch gleich nachlaufen." —

Allein das ließ Johannes nicht geschehen. Sein Unwillen gegen den diebischen Juden hatte den höchsten Grad erreicht. Er nahm eiligst einen gewaltigen Ast und machte aus seinem Verstecke einen wüthenden Ausfall. „Du schelmischer Mauschel," schrie er zürnend, „ist dieß der Dank für meine Küchel? Rühre mir ja das Fläschlein nicht mit dem kleinen Finger an, oder, du Galgenvogel! — du bekommst Schläge."

Der Jude erschrack, daß er am ganzen Leibe zitterte; doch schien er keineswegs Lust zu haben, seinen

Fund fahren zu lassen. Vielleicht mochte ihm der schwache Knabe so furchtbar doch nicht erscheinen. Aber die ängstliche Rebekka ermahnte ihn zur Flucht. „Ach, Schmuel,“ rief sie, „so lauf doch, wenn dir lieb ist dein Leben! siehst du nicht, wenn er seinen Prügel schwingt, du bist des Todes; denn es werden mehr kommen solche Buschklepper!“ Schmuel, der keineswegs von Samsons Muth beseelt war, mochte vornehmlich das Letztere fürchten und machte sich mit Weib und Kind eiligst auf die Füße.

So hatte denn Johannes das Schlachtfeld behauptet. Mit Siegerstolz, auf seinen Patron einen fröhlichen Blick werfend, klaubte er seine Küchlein wieder zusammen und setzte Alles wieder in die vorige Ordnung. Er bat jetzt den Heiligen, er solle doch bei der Austheilung der Küchlein auch auf die Christen Bedacht nehmen, und legte sich wieder hinter den Busch. Bald hörte er zarte freundliche Stimmen, und wie er aus seinem Verstecke hervorlugte, sah er eine Dame mit einem Mädchen herankommen. Sie waren prächtig gekleidet, trugen Hüte und Federn, und weiße, lange Kleider; die Ketten und Ringlein, welche Hals und Finger schmückten, funkelten herrlich im Sonnenscheine. Dem Knaben wurde es jetzt ein wenig ängstig um das Herz. „Es sind vornehme Damen,“ dachte er, „und an eine ganz besondere Kost gewöhnt, werden sie deine Küchlein nicht verachten?“

Die Beiden kamen jetzt näher. Es waren Reisende von hoher Abkunft, die des Sitzens müde, den Wagen langsam auf der Straße voranfahren ließen und in dem anmuthsvollen Wäldlein sich ergehen wollten. Die ältere Dame mochte in der Mitte des Lebens

stehen, das Fräulein zählte kaum zwölf Jahre. Mit Verwunderung entdeckten sie zu den Füßen des Heiligen die Küchlein.

„Sieh doch, liebste Tante," rief das Fräulein, „sieh doch die herrlichen Küchlein! sie sind doch ganz anders gebacken, als die, welche wir heute Mittags bekamen; wie mögen wohl die daher gekommen seyn?"

„Vielleicht," meinte die Tante, „sitzt ein gemeines Weib hier, und will sie verkaufen, sie sehen sehr gut aus; Mathilde, willst du sie verkosten?"

„Freilich, liebste Tante, du weißt, wie gern ich sie esse." Sie schauten lange nach der vermeintlichen Verkäuferin und riefen sie laut. Die Verkäuferin ließ sich nicht sehen; aber statt ihrer kroch Johannes aus seinem Busche hervor, und bat die erstaunten Damen, sich die Küchlein bestens schmecken zu lassen. — Mit der ihm eigenen Treuherzigkeit und Unbefangenheit erzählte er ihnen, wie Jungfrau Grete und er die Küchlein zusammengebacken, und er hätte sie dem heiligen Johannes verehrt und zur Austheilung übergeben; darum lägen sie hier und wären Allen gegönnt.

Die Tante und Mathilde hörten mit herzlichem Vergnügen der naiven Rede des Knaben zu, und hatten große Freude an seiner unschuldigen Heiterkeit. Sie fragten ihn um seine Heimath, um die Eltern und seine sonstigen Verhältnisse. Jetzt öffnete Aloisia — so hieß die Tante — ihre Börse und wollte dem Knaben einen Thaler zur Belohnung geben. Aber dieß betrübte ihn so, daß er fast weinte. Da reichte Mathilde ihm einen kleinen Rosenkranz aus silbernen Perlen. „Es ist billig," sagte die Tante, „daß wir dir für deine Gabe danken, und du ein Andenken

von uns hast. Vergiß nie, unser zu gedenken, wenn du an diesem Rosenkranz betest," sprach die fromme Mathilde.

Frau Aloisia knieete jetzt mit Mathilden vor dem Bilde des Heiligen nieder und verrichtete ihre Andacht; dann schieden sie mit freundlichem Gruße von dem Knaben und nahmen die Küchlein mit.

Johannes aber dankte vor Allem in der Freude seines Herzens seinem heiligen Patron, daß er die Küchlein so gut ausgetheilt, und ihm auf diese Weise zu einem so herrlichen Rosenkranze verholfen hätte. Er konnte nicht satt werden, die schönen silbernen Perlen zu betrachten und die glänzenden Steinlein zu bewundern, womit das Kreuz desselben geschmückt war. Fröhlichen Herzens, wie er es seit Langem nicht gewesen, ging er der Stadt zu. Ganz nahe bei dem Thore begegnete er einem jungen Menschen, der, ein Ränzlein auf dem Rücken, ermüdet einher ging. Er schien ein Handwerksgeselle zu seyn; doch seine Züge und Kleidung waren besser, als bei den meisten seiner Kameraden. — Johannes grüßte ihn freundlich, und der Fremde dankte und fragte, wo denn Meister Georg Nudelmuß, der Stadtkoch, wohne. Der Knabe führte ihn alsobald in das Haus des Meisters; hier hörte er zu seiner großen Verwunderung, der Fremde sey Georg's Vetter und hätte in vielen Hauptstädten bei Fürsten und Grafen als Koch gedient. Mit dem Eintritt des Vetters Heinrich — oder wie er sich lieber nennen ließ: Monsieur Henri — beginnt sowohl für den Knaben, als für das ganze Haus des Meisters eine neue Geschichte; daher wird es wohl nöthig seyn, die früheren Schicksale unseres Johannes

kennen zu lernen und zu erfahren, wie er denn eigentlich zu Georg und zur Kochkunst gekommen sey. —

## III.

Johannes war der einzige Sohn eines vermöglichen Bürgers, der aber durch unverschuldete Unglücksfälle um Hab und Gut kam und diesen Verlust nur wenige Jahre überlebte. Johannes Mutter, Franziska, eine edle, gottesfürchtige Frau, hatte nach dem Tode des Gatten mit Noth und Kümmerniß aller Art zu kämpfen; sie erkrankte, und Johannes, dortmals erst fünf Jahre alt, mußte nun in den Häusern barmherziger Menschen für die kranke Mutter Speise erbitten. Da hungerte er oft, aber er litt es schweigend und geduldig, wenn er nur sah, daß seiner lieben Mutter nichts abging. Diese genas; eine Erbschaft, zur rechten Zeit gemacht, riß sie aus Noth und Kümmerniß, ja gab ihr sogar Wohlhabenheit.

Als nun der Knabe ihr zum Letztenmal das Häfelein (Töpfchen) mit der Armensuppe brachte, fand er die Mutter mit weinenden Augen aber fröhlichen Angesichtes. „Mutter, was ist Dir?" — fragte er besorgt. Diese aber drückte unter strömenden Thränen das gute Kind an ihr mütterliches Herz. „O Johannes!" rief sie, „danke dem Herrn! Er hat uns geholfen! wir sind jetzt außer aller Noth."

„Mutter!" erwiederte dieser, „haben wir jetzt zu essen? Haben wir Kleidung und Holz auf den Winter?"

„Alles, Alles genug," tröstete diese; „wir dürfen uns um nichts mehr sorgen!"

„Darf ich also nicht mehr mit dem Häfelein in die Häuser gehen, und um Speise, Geld und Holz bitten?"

„Nein, liebster Johannes, das darfst du nimmer; wir können dieß Alles selbst kaufen."

„O Mutter," jubelte der Knabe, „wie froh bin ich! weil nur Du jetzt keine Noth mehr leiden darfst!" —

„Johannes, du gutes Kind," rief gerührt die Mutter; „du hast alle Bitterkeit und Kümmerniß mit mir getheilt; du verdienst wohl, daß ich dir eine Freude mache; sage, was willst du?"

Der Knabe schaute sinnend auf die Mutter; „Mutter," bat er mit inniger Bewegung, „kaufe mir eine Küche!"

„Eine Küche?" rief diese verwundert; „warum denn gerade eine Küche, Johannes?"

„Mutter!" sagte der Knabe ernst, „der Hunger thut so weh; und doch gibt es der Armen und der Hungernden so Viele, so gar Viele; Mutter, ich brauche eine Küche; ich will für die Armen und Hungernden kochen."

Tief bewegt drückte die Mutter das gute Söhnlein an ihr Herz. Johannes bekam eine niedliche, kleine Küche, so wie man sie Mädchen von sieben Jahren zu geben pflegt; jetzt war es sein liebstes Geschäft zu kochen. Sah er von dem Fenster aus einen Knaben oder ein Mädchen von ärmlichem Anzug oder bleichem Gesicht, so lief er hinaus und sagte: „Liebes Kind, hungert dich nicht? ich will dir etwas kochen!" Und er ruhte nicht, bis die Kinder in das Zimmer ihm folgten; nun traf er alle Vorbereitungen zu einer

herrlichen Mahlzeit. Er trug Holz zum Herde, und schonte weder des Blasbalges, noch seines Lüngleins, um das bemalte Feuer recht in Gluth zu bringen. Bald standen die Schüsseln und Häfelein zugerichtet und das Tischlein gedeckt. Freilich waren es mitunter seltsame Speisen. Ein Stücklein übriggebliebenes Fleisch war sein Braten; für einen Kuchen galt das Bröcklein einer Semmel, in Milch oder Butter getaucht. Wollte er seinen Gästen eine rechte Ehre anthun, so setzte er ihnen sogar eine Torte auf, das heißt, ein Semmelschnittlein, mit Zucker bestreut. Freilich mochten solche Speisen nicht jedem Magen munden und noch weniger ihn sättigen; allein da half Franziska, die gute Mutter, die Freundin der Armen, immer bereitwillig aus, und brachte Speisen, die besser waren und mehr ausgaben. Da war es dann für den Johannes eine Herzensfreude, wenn es sich seine Gäste gut schmecken ließen. Noch immer trug er die Häfelein in der Stadt herum, aber nimmermehr, um sie der Mutter zu bringen, sondern von ihr gesandt, um die Dürftigen und Kranken zu unterstützen. Johannes wurde neun Jahre alt; da setzte er seine hölzerne Küche bei Seite, und ging zur Mutter in die Küche, um ihr dort zu helfen. Er bat sie, sie möchte ihn das Kochen lehren, vorzüglich die Bereitung jener Speisen, welche für die Kranken heilsam und erquicklich wären. Die Mutter willigte gerne ein, und bald konnte der Knabe, mit einer hübschen Kochschürze angethan, ihr in dem Kochen helfen und die Stelle einer Küchenmagd versehen. Solche Hülfe war ihr nicht unwillkommen; denn die Zahl derer, die bei ihr und ihrem barmherzigen Söhnlein Hülfe suchten, war groß. „Mutter," rief dann Johannes

geschäftig, „die Suppe da habe ich für die alte Anne zugesetzt; das eingemachte Hühnlein gehört dem schwindsüchtigen Gottlieb; für die kranke Schusterin sollst du einen Thee sieden.“ So ging es alle Tage; und weder Frau Franziska, noch ihr Söhnlein ermüdeten im Wohlthun; sie wußten ja Beide, wie bitter Armuth und Krankheit wären, wußten nur zu gut, daß der Herr von denen Barmherzigkeit verlangt, welchen Er selbst barmherzig ist. —

Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß Johannes sich nur mit der Küche beschäftigte, die Schule aber vernachläßigt hätte. Die kluge Mutter erkannte die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Unterrichtes, und hielt ihn mit Liebe und Ernst dazu an. Johannes, der fleißige Knabe, bedurfte der vielen Ermahnungen und des Aneiferns nicht, wie so viele seiner Altersgenossen; er lernte mit Eifer und Freude, und wußte seine Stunden so einzutheilen, daß ihm Zeit blieb, seiner Mutter, wie sonst, in der Küche zu helfen. „Schau, liebste Mutter,“ sagte er öfters, „Du glaubst nicht, wie gerne ich koche; es ist doch gar so schön, die Hungernden zu speisen. Es freut mich noch einmal so, wenn ich dem Kranken ein Süpplein geben und dabei sagen kann: Iß, ich habe es selbst gekocht.“ Da lächelte allemal die gute Mutter, sie ließ ihm seine Freude um so mehr, als sie sich sorgsam von dem Fleiße ihres Sohnes überzeugte, und dabei den Trost hatte, ihn beständig um sich zu haben und der Gesellschaft schlechter Knaben entzogen zu sehen. Die Letztern ließen es freilich ihrerseits an Spott und Schmähreden nicht fehlen. Da hieß es gar oft: „Du Löffelheld, du Häfeleingucker, du Bratenhans,

schämst du denn dich gar nicht?" Allein Johannes blieb immer sanftmüthig und freundlich, und ließ sich durch solche Reden keineswegs in seiner Kocherei und in dem Bestreben, den Kranken zu helfen, stören. —

So hatte Johannes mehrere Jahre mit der Mutter gebetet, gekocht und viele Maß Süpplein und Thee und nicht wenige Pfund Fleisch zu den Kranken getragen, als Frau Franziska selbst erkrankte und starb. Das war eine große Trauer in der ganzen Stadt, und die Armen weinten und schluchzten, als die sterbliche Hülle der barmherzigen Mutter zu Grabe getragen wurde. Johannes Schmerzen waren groß, unnennbar groß; aber er wußte, daß es ihr Jenseits nicht schlecht gehen könne; hatte sie ja gottesfürchtig gelebt, war fromm gestorben und gegen Jedermann barmherzig gewesen. Er wußte, daß der Herr gesagt hatte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Das tröstete ihn. „Die Mutter hat das Himmelreich!" Dieß war ihm ausgemacht. Das allein war ihm der einzige Schmerz, daß sie so kurze Zeit bei ihm gewesen war, und er auf das Wiedersehen, seinen Jahren nach, noch lange zu warten hatte. Statt der Mutter nahm sich ein alter ehrlicher Bürger der Stadt, Herr Nikolaus Treber, des armen Waisen an. „Hans," fragte er, „was willst du denn werden?" „Ein Koch! Herr Vormund!" erwiederte gesetzt der Knabe, „ein Koch." Dieser aber schüttelte mißfällig den Kopf: „Das würde deine Mutter nicht angehen lassen, wenn sie noch lebte!"

„Gewiß! gewiß wäre es der Mutter recht," erwiederte eifrig der Knabe; „waret Ihr denn nicht selbst

dabei, als mich die Mutter fragte: „Hans, was willst du werden?" „Ein Koch, liebste Mutter! ich will kochen für die Armen und die Kranken; dieß ist die Freude meines Herzens!" Da schaute mich die Mutter freundlich an, drückte mir die Hand und sprach: „Ei Hans, so koche denn fort für die Kranken und Armen; der Herr wird dir es lohnen!" „Ja, Herr Vormund, laßt mich ein Koch werden." — Der Vormund hätte ihn gern zum Studiren gethan; er versuchte Alles, ihn von seinem Vorsatz abwendig zu machen. „Schau, Hans," sprach er öfters, „du kannst bei dem Studiren ein großer Herr mit der Zeit werden!"

„Dazu gehören größere Gaben, als ich habe," meinte der demüthige Hans; „dazu tauge ich nicht; laßt mich ein Koch werden; sind ja die Köche auch zu etwas nütze; man braucht in einer Küche nicht allein große eiserne Töpfe, sondern auch kleine irdene Häfelein; laßt mich ein solches Häfelein bleiben!"

Wie denn der Vormund sah, daß alles Abmahnen vergeblich sey, gab er nach und beschloß, den Knaben zum Meister Georg Nudelmuß, bürgerlichen Stadtkoch, in die Lehre zu geben.

## IV.

Gleich des andern Tages führte Herr Treber seinen Johannes zu dem Stadtkoch. Meister Georg war ein kleines Männlein, breiter als lang, mit freundlichen Aeuglein, die Mühe hatten, über die gewaltigen, fleischigen Wangen herauszuschauen. Auf seinem dünn behaarten Haupte prangte ein grünes Käpplein; er trug ein grünes mit Saucen und Bratenflecken aller Art bemaltes Röcklein mit silbernen Knöpfen, auf

welchen ein Bratspieß mit einem Hühnlein und Töpfchen zu schauen war. Er bewillkommte die Beiden mit dem freundlichen, aber doch etwas steifen Anstande eines Bürgers, der zehn Jahre Rathsherr gewesen und sich anerkannter Weise um die Mägen seiner Mitbürger viele Verdienste erworben hatte. Des Johannes Gesuch, das Herr Treber in seinem Namen vortrug, wurde huldvoll von dem Meister aufgenommen. Er versprach, er wolle väterliche Aufsicht über den Knaben führen und ihn gewiß zu einem tüchtigen Koche machen. —

„Du hättest kein besseres Haus finden können, Hans, als das meinige," sprach er mit edlem Selbstgefühle; „denn Meister Georg kennt alle Küchen von ganz Deutschland; aber er lebt und stirbt darauf, die Seinige ist die Beste!" „Grete!" rief er und öffnete ein Thürlein, aus dem süßer Wohlgeruch sich ergoß; „Grete, komm herein!" — Jetzt kam Grete, seine Tochter, eine seltsame Gestalt; sie schaute eine Kopfeslänge über den Vater hinaus, war dürr und einäugig. Einige Streifen von Ruß auf dem bleichen Gesichte machten sie eben nicht liebenswürdiger, und der Knabe empfand fast eine Art von Furcht bei ihrem Anblick. Aber auch Grete schaute ihn eben nicht freundlich an; vielleicht mochte sie ihn für einen ungebetenen Kostgeher halten.

„Sieh, Grete," begann jetzt Meister Georg, „da haben wir einen Lehrjungen bekommen; er ist von ordentlichen Eltern und hat Fleiß und Talent für die edle Kochkunst; du unterrichtest ihn in der Bereitung der höhern Mehlspeisen; ich will ihm lehren, wie die Braten, die Saucen und Suppen zu kochen sind."

Grete bot dem Knaben jetzt freundlich die Hand und versicherte ihn ihres Wohlwollens, wenn er sich gut aufführen wollte. Das gelobte denn der Vormund in seinem Namen und drückte ihr ein seidenes Tüchlein in die Hand, das sie mit einem zierlichen Knixe und vielen Komplimenten annahm.

So war denn der Wunsch des Knaben erfüllt; sein Fleiß war musterhaft, und so konnten auch die Fortschritte nicht ausbleiben. Der Meister bezeigte ihm oft hierüber seine Zufriedenheit. „Hans," sagte er einmal, „fahre nur so fort, und es wird etwas Rechtes aus dir werden. Ich sage dir, es ist nichts Geringes um einen guten Koch. Gleich wie der Mensch nicht bestehen kann ohne Magen, so kann der Magen nicht bestehen ohne Köche. Was könnten wohl die Könige und Kaiser, die Bischöfe und Pröbste, die Minister und Generale, die Bürgermeister und Rathsherren ausrichten ohne uns? Nach was schreien sie denn, sobald sie Morgens erwachen, als nach uns? Wenn der Kaiser nach Frankfurt zur Krönung reiset, was nimmt er vor Allen mit? Gelt — seinen Koch? Ein Vorfahrer unserer kaiserlichen Majestät, der römische Kaiser Caligel — sonst ein böser Christ — hat über zweihundert Köche gehabt, und der Erste von ihnen hatte den Rang eines geheimen Staatsministers. Zu seinen Zeiten, oder noch etwas früher — mein Gedächtniß wird etwas schwach — hat ein gewisser Apicius gelebt; dieser soll der Erste aller Köche seit Christi Geburt gewesen seyn! Denke nur, bis von Spanien kamen sie nach Rom, um bei ihm eine Suppe zu essen, bei mir hätten sie es gerade so gut haben können; ich wollte wetten, daß ich die Dampfnudeln

und Milzwürste besser mache, als er es im Stande gewesen ist!"

Auf diese Weise plauderte oft der Meister lange fort; allein solche Reden gefielen dem Knaben durchaus nicht; sie klangen ihm so stolz und übermüthig, und er war doch des festen frommen Glaubens, daß alle Menschen, der Koch besonders, dem, der alle Nahrung, Regen und Sonnenschein sendet, die Ehre geben müßten. Dabei konnte er bald einen großen Unterschied zwischen Frau Franziska, der seligen Mutter, Küche, und jener des Meisters wahrnehmen. Frau Franziska hielt auf eine gute, nährende Hausmannskost, und nahm die liebendste Rücksicht auf Arme und Kranke. Das war anders bei Meister Georg; hier wurde mehr auf die Menge, als auf die Güte der Speisen gesehen, und mehr, den Gaumen zu kitzeln, als den Magen mit gesunder Nahrung zu stärken, gekocht. Um die Armen bekümmerten sich Georg und Grete nur wenig. Die Ueberbleibsel der Speisen kamen ihnen nur dann zu Gute, wenn sie schlechterdings zur weitern Benützung unbrauchbar waren. Das that dem guten Johannes am weheſten. Er klagte oft im Stillen, wenn die Armen leer, oder mit halbgenießbaren, übriggebliebenen Speisen heimkehren mußten, und die Kranken mit Nahrung vorlieb nehmen sollten, die für Gesunde kaum zu verdauen gewesen wäre. Da bat er oft leise und schüchtern bei Georg oder Grete für die Armen und Kranken; aber nur selten wurden seine Bitten erhört; gewöhnlich wurde er mit dem Bedeuten abgewiesen, er solle sich nicht um Leute und Dinge kümmern, welche ihn nichts angingen; er hätte seine Nahrung, und zwar gut und vollauf. Dieß war allerdings wahr.

Meister Georg sah strenge darauf, daß jedes seiner Haus- und Tischgenossen gut und hinreichend gespeiset wurde; er selbst und noch mehr Grete liebten die Freuden der Tafel überaus, und thaten sich hierin oft des Guten zu viel. Anders war er aber gegen die Armen, und dieß schmerzte den guten Knaben, der mit eigener Aufopferung und Entsagung im Stillen so viel Gutes that, als er konnte.

Mit der Ankunft des Vetters Heinrich kam aber in das ganze Haushalten ein neues, anderes Leben. Er hatte — so versicherte er wenigstens — die Kochkunst unmittelbar unter der Leitung des ersten Koches des Königs von Frankreich erlernt, war dann als Koch in die Dienste eines französischen Marquis getreten und hatte mit ihm England bereiset. Von den Merkwürdigkeiten, die er auf seinen Reisen gesehen, von den Tafeln, die er zugerichtet, und von den Speisen, die er theils verbessert, theils neu erfunden, erzählte er Dinge, daß Vater Georg und Grete vor Erstaunen kaum zu sich kommen konnten. Gleich des andern Tages ging er in die Küche, um seine Geschicklichkeit zu zeigen.

Grete konnte ihm nicht Wein und Zucker genug liefern, und so wurde es allerdings, wenn nicht eine köstliche, doch eine kostbare Mahlzeit. Aber sie mochte doch weder Georg, noch dem Johannes munden; die Beiden waren der guten, deutschen Hausmannskost gewohnt: nur Grete schien es zu schmecken. Heinrich versicherte, in Frankreich äßen die großen Herren auf solche Weise, und Vetter Georg, der reiche, angesehene Mann, dürfte wohl mit solchen Herren zu Tische sitzen. Solche und ähnliche unverschämte Schmeicheleien,

die er bei Grete, der gebietenden Person des Hauses, noch verdoppelte, machten den schlauen Gesellen bei dem Meister, wie bei der Tochter, beliebt; insbesondere galt er bei der Letztern durch seine feinen schmeichelnden Manieren bald Alles. Aber desto weniger mochte er sich mit dem geraden ernsten Knaben befreunden. Johannes fand weder an Heinrich's Kochkunst, noch an seinem Prahlen und Lügen Gefallen, und bekannte es offenherzig. Dabei mochte Heinrich für die Armen und Kranken noch weniger thun, als selbst Grete; und nicht selten, wenn ein armes Weib für die kranken Kinder um eine Suppe bat, jagte er dasselbe aus der Küche hinaus.

Ein halbes Jahr war so vergangen; Heinrich hatte durch List und Schlauheit eine solche Herrschaft über Georg und Grete erlangt, daß er fast als Herr des Hauses betrachtet werden konnte. Johannes empfand diese Herrschaft an der härtern Behandlung und an der Veränderung, die in Georg's und Grete's Gemüthsart eingetreten war. Im ganzen Hause ging es jetzt auf einem andern, und zwar großen Fuß. Das alte Hausgeräthe wurde hinweggeschafft, die Zimmer ausgemalt und herrlich eingerichtet. Georg kleidete sich besser, und Grete insbesondere zeigte bald eine Pracht in Kleidung, die Manchen über Stand und Vermögen zu seyn schien. Alle Sonntage und Feiertage ging sie mit dem Vetter spazieren, und bald hieß es, sie seyen Braut und Bräutigam.

Johannes sah mit Betrübniß, wie in dem Hause des Lehrherrn Alles zum Schlimmern sich wandte. Den Vetter wollte er durchaus als Lehrherrn nicht, dieser hatte keine Liebe, noch Schonung für den Knaben. „Was

wird da aus mir werden," dachte er oft, „in diesem Hause da! Das ist keine Kocherei, die dem Herrn gefallen kann! Lauter Schlemmerei jetzt und Verschwendung! Sind doch Wein und Zucker besondere Gottesgaben und gehören hauptsächlich für die Kranken und die hohen Festtage, und der verschleudert sie bei der kleinsten Speise! Und meine Armen! Hat doch meine kranke Christine sich erbrechen müssen auf eine Suppe von ihm; und was hat dieß für Bitten gekostet?"

Man sah es dem guten Johannes an, daß es ihm hier mit jedem Tage weniger gefiel. Heinrich klagte laut über sein störrisches Benehmen: „Ich will ihn die herrlichsten Speisen kochen lehren. Da sagt mir der einfältige Knabe immer: „„Heinrich, diese Speise ist für die Kranken nicht gesund, und für die Hungernden zu theuer; die mag ich nicht lernen!"" — Da gab es Verweise und Verdruß genug. Heinrich sagte ihm oft mit dürren Worten: „Du dummer, trotziger Knabe, packe dich fort, und komme nimmer!" „Das will ich auch," sagte einstmals der Knabe ernst; „ich habe zwanzig Stunden von hier einen Vetter; zu dem will ich gehen." — Er schnürte sein Bündlein und ließ sich weder durch Georg noch Grete, die ihn ungerne verloren, aufhalten. Denn auch Herr Nikolaus Treber, sein Vormund, war gestorben. Johannes besuchte noch einmal sein Lieblingsplätzlein, das Grab der geliebten Mutter, und seinen heiligen Patron, bat ihn um seinen Schutz und zog dann getröstet von dannen.

## V.

Er kam nach dem Städtlein, wo sein Vetter wohnte. Da hörte er die Trauernachricht, der Vetter sei gestorben,

und hätte mit Umgehung seiner nächsten Erbin, der Frau Franziska Seiling, sein nicht unbeträchtliches Gut den Armen der Stadt vermacht. „Der Vetter hat recht und gut gethan," sprach getröstet und mit herzlicher Freude Johannes; „es wird ihm gut gehen in der Ewigkeit und die Armen werden es ihm danken und für ihn beten."

Der Knabe befand sich in einer traurigen Lage. In der Stadt kannte er Niemanden; das wenige Geld, das ihm geblieben, schmolz mit jedem Tage zusammen; er war erst dreizehn Jahre alt, von schwächlichem Körperbau und deßhalb zu Handarbeiten noch nicht tüchtig. Ein Anderer würde vielleicht in seiner Lage gezagt haben; aber sein Herz, das des lebendigsten Vertrauens so voll war, wurde nicht durch den leisesten Zweifel und die mindeste Kleinmuth beunruhigt. „Ich habe die Hungrigen gespeiset, Herr Jesu, um Deinet- und ihretwillen; Du wirst mir gewiß zu essen geben; ich bitte um nichts, als um ein Stücklein Brod und des Sonntags um ein warmes Süpplein!"

Das bekam er denn überall von gutherzigen Leuten und wohl mehr. Denn dem freundlichen Knaben mit seinen edlen Zügen und rührenden Bitten wurde nicht leicht eine abschlägige Antwort gegeben. So war die Zeit herbeigekommen, wo das Fest des heiligen Johannes gefeiert wird. Noch hatte der Knabe kein sicheres Unterkommen gefunden; aber er meinte, es könne ein gutes Plätzlein nimmer lang ausbleiben, und müßte jedenfalls bis zum Winter kommen.

Gerade am Johannesabende hatte er das Unglück, sich in einem dichten Walde zu verirren. Er konnte nimmermehr herausfinden, und mußte — das Erstemal in seinem Leben — im Walde übernachten. Mit etwas

ängstlichem Herzen stieg er den Baum hinauf, den er zu seinem Nachtlager gewählt, und bat seinen Schutzengel und Patron, sie möchten dießmal doppelt auf ihn Acht geben, weil er ohne Obdach und Bett allein in der Wildniß sey. Die Heiligen hüteten ihren Schützling; frisch und gesund erwachte der Knabe des Morgens, stieg eilends vom Baume herab, und ging rasch und betend vorwärts, sich einen Pfad und eine Kirche zu suchen. Bald fand er einen schwachbetretenen Weg, der ihn zu einer kleinen Feldkapelle führte. Dort verrichtete er seine Andacht und ging dann weiter. Nach einer Stunde kam er zu einem großen, schönen Bauernhofe. Es begann ihn jetzt zu hungern. Von weitem sah er den Schlot dampfen, und süßer Geruch von frischgebackenen Küchlein reizte seinen Appetit noch mehr. Als er zu dem Bauernhofe hinkam, fand er die Thüre verschlossen; er klopfte an; die Hunde antworteten mit einem fürchterlichen Gebell; er ging jetzt zu einem Fenster und bat um Einkehr. Ein altes Mütterchen schaute heraus und fragte ihn, was er begehre. Der Knabe erzählte ihr seine Irrfahrt, und bat um etwas zu essen. „Du sollst gleich etwas haben," sprach das Weib, „komme nur hinein; dir darf ich schon trauen. Du hast ein gutes Gesicht und ein reinliches Kleid." Sie machte ihm sogleich auf, führte ihn in die Küche und setzte ihm Küchel und frische Milch auf. Er ließ es sich herzlich schmecken. Das freute die Alte. Sie hatte vollauf zu kochen. „O mein liebes Kind," rief sie aus, „wenn du nur mir helfen könntest! Schau, Alle sind in der Kirche; ich habe so viel zu kochen; Rosina, meine Gevatterin, sie sollte kommen, und bleibt jetzt aus!"

„Mein gutes Weib," versetzte Johannes, „da

kann ich Euch so gut helfen, als Rosina; ich kann auch kochen." Er zog sein Röcklein aus, band eine Schürze vor, und machte sich an die Arbeit. Die Alte machte sehr große Augen; sie sah bald, daß Johannes mit dem Kochen besser umgehen konnte, als sie; sie konnte nicht Worte genug finden, ihre Verwunderung und Freude über seine Geschicklichkeit auszudrücken. An Zuthat, Mehl, Butter, Fleisch und Milch fehlte es durchaus nicht; so war in kurzer Zeit eine Mahlzeit bereitet, die wohl auf einer vornehmern Tafel hätte stehen dürfen. Die Alte schlug vor Freude und Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen und meinte, so lange der Zollhof stehe, sey kein solches Essen gekocht worden. Als nun Bauer und Bäuerin mit Kindern und Gästen von der Kirche nach Hause kamen, da staunten sie über die Güte der Speisen; sie hießen den jungen Koch herzlich willkommen, dankten und luden ihn ein, an ihrem Tische zu essen. Das that denn auch der Knabe, und er freute sich der treuherzigen Biederkeit im Gespräche und des gesunden Appetites, womit eine seiner Speisen nach der andern verzehrt wurde. Des Nachmittags kam ein alter Jäger von der benachbarten Hofmark Adelstetten angefahren. Er brachte Wildpret mit. Johannes mußte es kochen, und er kochte es auf eine Art, welche den höchsten Beifall des Waidmannes erhielt. Der Jäger fand Gefallen an dem stillen, treuherzigen Knaben, der, mit Bescheidenheit erröthend, die zahlreichen Lobsprüche abwehrte, und auf alle Fragen eben so verständig, als unschuldig antwortete. Er lud den Knaben ein, mit ihm zu gehen und bei ihm zu bleiben, bis er anderwärts ein besseres Unterkommen fände. Freudig willigte Johannes ein und folgte seinem neuen Herrn und Pflegvater.

## VI.

Philipp, der Jäger, war ein guter alter Mann; aber Krankheit und viele Jahre hatten ihn etwas mißlaunisch gemacht; verheirathet war er nie, sondern er hatte sich theils mit Dienstboten, theils allein bisher fortgeholfen; aber beides hatte ihm wenig Freude und Segen gebracht; die Dienstboten hatten ihn entweder betrogen, oder nur mit Widerwillen dem strengen, launischen Herrn gehorcht; allein fortzuhausen, wie er es seit einigen Jahren gethan, machte sein zunehmendes Alter jetzt fast unmöglich. Daher war er herzlich froh, an Johannes einen Knaben zu finden, der voll treuen Herzens und guten Willens, des Kochens und der häuslichen Geschäfte kundig war.

Johannes hatte bei dem Jäger gute Tage. Philipp hielt ihn als seinen Sohn und bezeigte ihm das rührendste Vertrauen, das er dankbar anerkannte. Die Arbeit war nur geringe; sie bestand in der Bereitung einer einfachen Nahrung, und in der Bestellung des kleinen Gartens. Die übrige Zeit begleitete er den Jäger in den Wald. Aber zum Schießen stellte er sich etwas ungeschickt; ihn dauerten die Vögel, die oft mitten im Singen und Fliegen, durch das tödtliche Blei getroffen, blutend vom Baume stürzten; noch mehr bemitleidete er die schönen, flüchtigen Rehe und Hirsche, die, von der flüchtigern Kugel ereilt, seufzend ihr Leben aushauchten. — Philipp schüttelte freilich oft ärgerlich den Kopf, wenn Johannes, mit seinen hellen Augen und dem festen Arme dennoch in's Blaue schoß. Aber er war gutmüthig genug, das kindlich-fromme Gemüth des Knaben zu ehren, der allen Wesen, auch den Thieren

des Waldes, so gerne Leben und Freude gelassen hätte. Mehr Vergnügen machten ihm die Blumen und Kräuter des Feldes und Waldes. Philipp kannte diejenigen, aus denen heilsame Säfte und Getränke konnten bereitet werden, und machte den Knaben darauf aufmerksam. Johannes sammelte sie mit größter Begierde. „Da thust du recht," sprach Philipp, „du kannst sie gut brauchen; den Winter kommen viele Leute zu mir und verlangen diese Kräuter für ihre Kranken; ich will dich lehren, wie man sie zubereitet." — „Ach ja, Philipp, „das lehret mich," bat der Knabe; „es ist doch gar so schön, den Kranken zu helfen, und Suppen und Eingemachtes können auch nicht Alle gesund machen." —

Der Sommer verging bald; es kam der Winter und jetzt endigten die Jagd und die Spaziergänge zum größern Theil. Philipp und Johannes hatten nun fast Langeweile; der Jäger suchte sie mit Schlafen und Zechen hinzubringen; aber der Knabe kannte eine bessere Beschäftigung. Auf Gesellschaft durfte er nicht rechnen; denn das Jägerhaus lag einsam in einem kleinen Thale, und wurde nur selten von Leuten aus dem nächsten, eine Stunde entfernten Dorfe besucht. Noch seltener kamen sie Beide dahin; dann nur, um dem Gottesdienste beizuwohnen und Lebensmittel abzuholen. Dem Knaben fiel diese Einsamkeit anfangs schmerzlich; aber er fand einen Kasten voll Bücher, die der Jäger von einem Bruder ererbt, aber als eine unnütze Last in den schlechtesten Winkel seines Hauses verwiesen hatte. —

Johannes Noth war jetzt zu Ende; er las fleißig in diesen Büchern, die theils auf die Geschichte, theils auf die Arzneikunde sich bezogen. Manches war ihm freilich unverständlich, aber Einiges doch deutlich. Besonders

waren die medizinischen Bücher seine Lieblingslektüre. Von Kindheit an hatte er von den Aerzten, als in deren Händen so oft der Leib und das Leben der Menschen lag, die größte Ehrfurcht empfunden. Er, welcher so gerne bei den Kranken verweilte, hatte zu oft die Sehnsucht bemerkt, mit der sie seine Ankunft erwarteten, die Freude, mit der sie ihn empfingen, die Folgsamkeit, mit der sie seine Anordnungen beobachteten. Auch war es ihm nicht entgangen, daß ein einziges Gläslein Medizin für die Kranken oft heilsamer war, als alle Speisen, die er ihnen brachte, mochten sie auch noch so gut bereitet seyn. Da dachte er oft in seinem Herzen: „Es ist wohl schön, die Hungerigen zu speisen und die Kranken zu pflegen; aber es ist doch schöner, weit schöner, die Kranken gesund zu machen! Wie glücklich muß der seyn, der es kann! O könnte ich es doch!" Dieß aber war nur ein frommer Wunsch, an dessen Erfüllung sein demüthiges Herz nicht zu denken wagte. So war der Winter zu Ende gegangen und das Frühjahr gekommen. Johannes hatte, wie es Philipp vorausgesagt, aus den gesammelten Kräutern einiges Geld erlöset, das er aber bald wieder als Almosen ausgegeben. Jetzt erkrankte Philipp. Der Arzt kam und verordnete die Heilmittel; aber sie mußten aus der Apotheke eines zwei Stunden entfernten Städtchens geholt werden. Johannes hatte jetzt Arbeit genug; doch mit der ihm eigenen Herzlichkeit und Liebe scheute er auch die größten Anstrengungen nicht, um den Kranken sorgsam zu pflegen. Mit sichtbarem Wohlgefallen bemerkte der Arzt die Sorgfalt des Knaben, und seine Geschicklichkeit in Bereitung der Speisen, und bezeugte ihm einstmals laut seine Zufriedenheit. „Ja," erwiederte Philipp gerührt und

schaute den erröthenden Knaben dankend an, „Johannes thut viel an mir; wollte Gott, ich könnte es ihm genugsam lohnen!“

Philipp genas größtentheils durch die unermüdete Pflege des Knaben; aber sein Nothpfennig, den er sich auf seine alten Tagen zurückgelegt, war durch die Kosten auf Arzt und Arzneien darauf gegangen. „Ach,“ seufzte der Knabe, „wäre ich doch Euer Arzt gewesen! Ihr hättet mir keinen Heller zahlen dürfen; wir wollen aber jetzt recht hausen, daß wir das Geld wieder hereinbringen!“

Das that auch der Knabe; er sparte, wo er konnte, und arbeitete mit verdoppeltem Fleiß im Gärtlein. Er hatte einstmals ein Körblein voll der schönsten Erdbeeren gesammelt, und beschloß sie nach Adelstetten zu tragen, wo erst kürzlich die gräfliche Gutsherrschaft aus der Stadt angekommen war. Als er nach der Herrschaft fragte, wies man ihn nach dem Garten. Hier trat ihm aus einer blühenden Laube Fräulein Mathilde entgegen, jenes Fräulein, das ihn vor zwei Jahren am Johannestage mit dem Rosenkranze beschenkt und seine Küchlein so gut gefunden hatte.

„Ei, Johannes!“ rief sie lächelnd, „bist du es? wie kommst du hieher?“

Mit freudiger Ueberraschung erkannte sie Johannes. Er bot ihr schüchtern die Erdbeeren an. „Die bringe meiner Tante Aloisia,“ meinte Mathilde; „es ist ihr Lieblingsessen; komme nur! Dort in der Laube ist sie und mein lieber Vater. — Hast du noch meinen Rosenkranz?“

„Ja, Fräulein,“ erwiederte gerührt Johannes; „ich habe ihn treu aufbewahrt, auch in der Zeit der

größten Noth, und so oft ich ihn abbetete, allemal Euer mit Dank gedacht!"

„Wie, du hast Noth gelitten, armer Johannes?" fragte Mathilde, „das darf nimmer seyn, komme nur: Tante Aloisia und ich haben oft von dir und deinen guten Küchlein gesprochen." —

Aloisia bewillkommte mit Herzensgüte den schüchternen Knaben. Dieser bot ihr die Erdbeeren. „Du bringst uns doch immer etwas Gutes," meinte sie.

„Und ihm, ihm ist es selbst so schlecht ergangen, Vater!" klagte das mitleidige Fräulein; „er ist bei dem kranken Philipp, der selbst nichts hat."

Der Graf und Aloisia, seine Schwester, forderten den Knaben auf, seine Schicksale zu erzählen. Er that es mit der ihm eigenen naiven Redlichkeit und Unschuld. Sie hörten seiner Erzählung aufmerksam zu. „Sey getrost, Johannes, wir werden für dich sorgen," sprach freundlich der Graf. „Was willst du denn werden?" „Ein Koch," versetzte der Knabe zögernd; den geheimen Wunsch seines Herzens auszusprechen, getraute er sich nicht; ein so großes Glück auf Erden, meinte der Demüthige, dürfe er gar nicht verlangen.

„Ein Koch?" fragte lächelnd der Graf, und schüttelte das Haupt; „ein Koch? ist dieß dein Ernst? es gäbe aber doch etwas Besseres!"

„Freilich gibt es etwas Besseres und Schöneres," seufzte Johannes leise.

„Und dieß wäre? fasse Muth, Johannes, und sprich, wie dir es um das Herz ist; was hältst du für besser und schöner, als die Kochkunst?"

„Die Heilkunst," versetzte erröthend der Knabe; „es ist wohl recht schön, die Hungernden zu speisen,

aber schöner ist es doch, die Kranken gesund zu machen." —

„Du hast Recht, Johannes," erwiederte der Graf; „wir wollen es aber Beide überlegen!"

„Sage dem Philipp, er solle morgen zu mir kommen."

Fröhlich und reich beschenkt eilte Johannes nach Hause und erzählte dem Jäger die Begebnisse dieses glücklichen Tages. Mit größter Freude hörte der gute Alte Alles. „Hans," rief er, „danke Gott; jetzt ist dir geholfen und mir ein Stein vom Herzen; gewiß, der Herr Graf läßt dich studiren! ich will schon reden für dich und bitten, daß er dich unterstützt."

Das that auch Philipp; mit aller Wärme eines biedern Gemüthes stellte er dem Grafen des Knaben reine, barmherzige Seele, seinen unermüdeten Fleiß und hohe Talente dar. „Es wäre jammerschade," schloß er, „wenn dieser Geist und dieses Herz keinen andern Wirkungskreis fänden, als die Küche und den Herd." Doch solcher Bitten und Vorstellungen bedurfte es nicht; der Graf hatte schon bei dem ersten Zusammentreffen den Knaben liebgewonnen. Er nahm sich gerne des Verlassenen an, und übergab ihn der Fürsorge eines seiner Freunde, der, ein würdiger Geistlicher, in der benachbarten Stadt einer Erziehungsanstalt vorstand. —

Johannes hielt, was er seinem Wohlthäter gelobt hatte. Er zeichnete sich durch Fleiß und Reinheit der Sitten so sehr aus, daß er bald allen seinen Mitschülern als Muster aufgestellt wurde. Als er seine Studien in dieser Stadt vollendet hatte, sandte ihn sein Gönner auf eine der berühmtesten Hochschulen Deutschlands, wo er sich zum tüchtigen Arzte bildete.

Nach seiner glänzenden Promotion ließ ihn der Graf reisen. Auf einer dieser Reisen war es, wo Johannes seine Vaterstadt wieder besuchen konnte. Als er zum Hügel kam, wo das Bild seines Schutzpatrons stand, da stieg er aus dem Wagen, und eilte zu dem Bilde, und dankte dort Gott und seinem Namenspatrone, der für ihn, wie er glaubte, durch seine Fürbitte der Gnaden so viele erfleht hatte. Lebhaft und mit tiefer Rührung erinnerte er sich jenes Tages, wo er hier vor vierzehn Jahren das Erstemal die Tochter und die Schwester des Grafen erblickt und durch sie mit seinem edlen Gönner bekannt geworden war. Auch seinen alten Lehrherrn, Herrn Georg Nudelmuß besuchte er, allein er fand ihn ganz verändert; er war recht mager geworden und man sah es ihm an, daß er in Betreff des Fastens ganz andern Sinnes geworden war. Herr Georg erkannte anfangs in dem schöngekleideten; stattlichen, jungen Manne seinen vormaligen Lehrjungen nicht. Als sich ihm Johannes nannte, traten ihm die Thränen in die Augen. „O Hans," rief er aus, und schüttelte seine Hände, „mit dir ist der Segen Gottes von meinem Hause weggezogen; seitdem habe ich nur Jammer und Noth gehabt." Nun erzählte der Meister, wie er dem Bitten und Drängen des Vetters Heinrich und der Grete nachgegeben und ihre Heirath gestattet habe; dieß sey nur ungern geschehen, denn es hätte ihm Böses geahnet.

Dieß war leider eingetroffen. Nach der Hochzeit hatte der Vetter längere Verstellung für überflüssig gehalten und sich als Spieler und Trunkenbold gezeigt. Da konnte es freilich an Zank und Zwietracht und an reichlichen Schulden nicht fehlen. Meister Georg sah

sich genöthigt, um den Rest seines schönen Vermögens für sich und Grete zu retten, die Hülfe des Gerichtes gegen den Verschwender anzuflehen, der alle, auch die rührendsten Bitten und Ermahnungen seines Vaters und Weibes verachtete. Die von dem Gerichte über ihn und sein Treiben verfügte Aufsicht erzürnte ihn so sehr, daß er Grete und ihr Kind verließ, und sich in die Fremde begab, wo Niemand seit vielen Jahren etwas von ihm hörte. Johannes tröstete ihn, so gut er vermochte; aber der gute Meister überlebte sein Unglück nicht mehr lange.

Johannes wurde ein vortrefflicher Arzt, der die tiefste Gottesfurcht mit der innigsten Liebe zu seinen Mitmenschen und der gediegensten Wissenschaft verband. Seine Kenntnisse in der Kochkunst kamen ihm bei manchen Gelegenheiten zu statten, und öfters mußte er im Scherze auf dem Schlosse seines Gönners Küchel backen, die dann zum Andenken an jenen Johannestag von Mathilde, Aloisia und den anwesenden Gästen mit größter Heiterkeit verzehrt wurden. Der Graf freute sich des geschickten, jungen Arztes, der von allen Armen und Leidenden als Vater und Freund gepriesen ward. Johannes blieb nicht undankbar. Als der Graf in eine schwere Krankheit fiel und alle Aerzte ihn aufgaben, gelang es dem Johannes, noch auf mehrere Jahre sein Daseyn zu fristen.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.